909.07
Sch58a

# Am Goldenen Horn

## Streifzüge durch Konstantinopel

von

D. Ludwig Schneller

Cöln (Marienburg) Palästinahaus
1912

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Wilhelm Rehm.

Mit freundl. Grüßen
D. L. Schneller.

# Am Goldenen Horn

## Streifzüge durch Konstantinopel

von

D. Ludwig Schneller

Cöln (Marienburg) Paläſtinahaus
1912

909.07
Sch58a

Nur wer die Geschichte Konstantinopels kennt, das einst die leuchtende Hauptstadt der Christenheit war und nun schon seit viereinhalb Jahrhunderten die Hauptstadt des Todfeindes des Christentums ist, kann auch die Lage Jerusalems und des Heiligen Landes recht verstehn. Denn unter den Zuständen, die durch die Eroberung Konstantinopels durch den Islam geschaffen worden sind, steht und leidet Palästina noch heute. Darum möchte ich dies Jahr die Freunde des Syrischen Waisenhauses einladen, einen Gang mit mir durch die weltgeschichtlichen Gassen von Konstantinopel zu machen, unter dessen Herrschaft auch das Syrische Waisenhaus mit seinen verschiedenen Anstalten und Stationen steht. Möchte auch unsere Arbeit dazu beitragen, daß das Kreuz Christi dort wieder hoch erhoben werde über das Zeichen der Nacht, den Halbmond, dessen Fahne noch immer über dem Tempelplatz weht — da wo einst unser Herr jene unsterblichen Worte geredet hat, die das Leben der Welt geworden sind.

Cöln (Marienburg) 1912.

**D. Ludwig Schneller.**

# Konstantinopel.

Wir stehen auf dem Turm von Galata. Seit anderthalb Jahrtausenden ragt er da droben wie ein Wächter der Perle der Städte, die seit vorchristlicher Zeit auf dieser königlichen Halbinsel zwischen Marmarameer, Bosporus und Goldenem Horn übers blaue Meer zum nahen Asien hinüberschaut.

Wie ein kühnes architektonisches Bild liegt die Stadt von der Seraispitze an bis hinauf zu den alten Stadtmauern vor uns. Dunkel hebt sich aus der Mitte des gewaltigen Häusermeeres der Aquädukt des Kaisers Valens heraus, ein Monument aus dem Anfang des vorigen Jahrtausends. Imponierend ragen die großen Moscheen hervor, dort zur Rechten über dem alten Quartier der Fanarioten die Selimije, dann nach links nahe beim Aquädukte die Mehemedije, dann die majestätische Suleimanije mit ihren vier Minareten und dem hohen Seraskierturm, gerade uns gegenüber die Jeni Valide-Moschee und die Nuri Osmanije, weiterhin die zwischen sechs Minareten aufragende Achmedije. In nächster Nachbarschaft des Serais steht die altehrwürdige Aja Sophia, der Traum und die Sehnsucht aller orientalischen Christen, und endlich ganz zur Linken an der Vereinigung des Goldenen Horns mit dem Bosporus und dem Marmarameere das Serai selbst, wo einst die Kaiserpaläste und Foren standen, von denen aus die Befehle in die ganze Welt hinausgingen.

Wenn man von hier droben aus Umschau hält, begreift man den genialen Gedanken Konstantins, der, nachdem er dort drüben bei Haidar Pascha die Weltherrschaft errungen hatte, seine Residenz auf diesen eigenartig schönen Punkt der Erde verlegte. Die zauberhafte Schönheit der Lage, die seither auf einzelne und auf ganze Völker immer wieder ihren unwiderstehlichen Reiz geübt hat, vereinigte sich mit den Vorzügen eines Welthandelsplatzes ersten Ranges und der schier uneinnehmbaren Festig-

keit des mächtigsten Waffenplatzes am ganzen Mittelmeere. Den alten Namen Byzanz, der uns schon früh in der griechischen Geschichte begegnet, vertauschte er mit „Neu-Rom". Aber die Geschichte hat seinen Befehl korrigiert und der Siebenhügelstadt am Goldenen Horn im Andenken an den ersten christlichen Kaiser den Namen Konstantinopolis gegeben.

Sieben Jahre nach dem entscheidenden Siege, den er im Angesichte dieser Stadt über Licinius erfocht, fünf Jahre nach dem Konzil in Nicäa wurde die neue Reichshauptstadt feierlich eingeweiht. Dort auf der Seraispitze erbaute er seinen Palast und das Forum des Konstantin. Dort herrschte 24 Jahre nach seinem Tode Julianus Apostata, der den ohnmächtigen Versuch machte, das Rad der Weltgeschichte zurückzudrehen und den Glauben an die olympischen Götter wieder an Stelle des Christentums zu setzen, bis er nach kaum dreijähriger Regierung, ferne auf jenem Schlachtfelde Persiens, sterbend ausrief: „Endlich hast du gesiegt, Galiläer!"

Jene merkwürdige Bogenreihe des Aquäduktes erinnert an seinen Nachfolger Valens, der den in Nicäa verworfenen arianischen Glauben auf den Thron hob und unter dem die Stürme der Völkerwanderung begannen. Der hohe Seraskierturm aber, der sich etwas weiter links erhebt, steht an der Stelle, wo sein Nachfolger Theodosius, der Wiederhersteller des nicänischen Glaubens, sein prächtiges Forum erbaut hatte. So tritt uns hier droben mitten aus dem Bilde der großen Muhammedanerstadt die älteste Geschichte Konstantinopels wie in einem großen Überblicke entgegen.

* * *

Auf der „Neuen Brücke" gehen wir übers Goldene Horn hinüber nach Stambûl.

Das erste unserer beiden Bilder zeigt die Brücke mit dem Blicke nach dem nördlichen Galata, dessen Häuser, den bekannten Turm in der Mitte, stufenförmig nach Pera aufsteigen. Das andere zeigt den Blick auf das gegenüberliegende Stambûl: im Mittelgrunde rechts die Jeni Valide-Moschee, dahinter auf der Höhe die Nuri Osmanije, links davon die „verbrannte Säule", auf der Höhe das langgestreckte Gebäude der Dette publique, weiterhin die Achmedije mit ihren sechs Minareten, und ganz links die Aja Sophia.

Wir machen einen ersten flüchtigen Gang durch die berühmten Basare von Stambûl. Durch überwölbte Gassen, in denen die Händler alle

Herrlichkeiten der Welt feilbieten, die ein türkisches Auge reizen können, gelangen wir zur Nuri Osmanije-Moschee, und stehen bald vor einer hohen, altertümlichen Säule, der sogenannten verbrannten Säule.

Niemand würde es dem heute so unscheinbar gewordenen Monumente ansehen, daß es eines der wenigen Denkmale ist, die aus den Tagen des ersten christlichen Kaisers übrig geblieben sind. Überhaupt befinden wir uns hier, wenn irgendwo, auf klassischem Boden des alten Konstantinopels. Hier stand das Forum Konstantins, der stolzeste und vornehmste Platz der ganzen Hauptstadt. Der ganze Platz, der jetzt durch Schuttanhäufung um zwei Meter erhöht, durch die Nuri Osmanije, die Ali Pascha-Moschee und mehrere andere öffentliche Gebäude bedeckt ist, war damals mit herrlichen Arkaden umgeben und durchweg mit Marmorplatten bedeckt, die zum Teil noch unter dem Schutte begraben liegen mögen. Hier stand einst diese Säule inmitten des Forums, und von ihrer Höhe schaute das glänzende Bronze-Standbild Konstantins, in der Gestalt des Sonnengottes, das Angesicht nach Osten gerichtet, auf alles herab, was das junge Konstantinopel Großes und Herrliches aufzuweisen hatte.

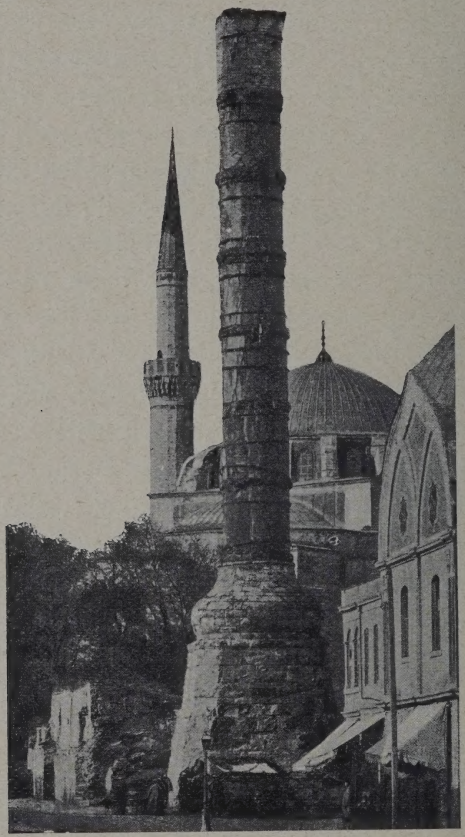
Ein Blitz schlug im Jahre 1081 in die Säule. Die Statue, das Kapitell, die marmornen Reliefs stürzten herunter, und seither ist das ehemals strahlende Monument für die Bewohner Konstantinopels die „verbrannte Säule" geblieben. Manches ist geschehen, um sie zu reparieren und zu erhalten, und dazu gehört auch die auf unserem Bilde sichtbare geschmacklose Ummauerung am unteren Teile. Aber eine Ruine ist sie doch geblieben, wenn auch ohne Zweifel eine der ehrwürdigsten von ganz Konstantinopel.

* * *

Von der verbrannten Säule gehen wir an der Bajesid-Moschee vorüber nach Westen, um ein anderes Denkmal aus dem ältesten Konstantinopel zu besuchen, den Aquädukt des Valens.

Noch heute versorgt diese bereits vor 1800 Jahren von Hadrian begonnene, aber erst unter Valens (gest. 378) vollendete Wasserleitung den ganzen Osten von Stambûl mit Wasser. Auf mächtigen Bogenreihen wird der Lauf desselben über eine Talsenkung von Hügel zu Hügel geführt. Die Bogen spannen sich in zwei Stockwerken hoch über den Dächern der benachbarten Häuser dahin und bilden, mit Efeu und anderen Schlingpflanzen grün bekleidet, eines der stolzesten und poetischsten Bilder von Konstantinopel.

Jahrhundert um Jahrhundert ist das Leben dieser Riesenstadt unter diesen gewaltigen Bogenreihen dahingeflutet. Geschlechter auf Geschlechter sind gekommen, haben ihr Wasser aus diesem Aquädukt der alten Kaiser getrunken und sind wieder gegangen und auf den weiten Friedhöfen im Westen schlafen gelegt worden. Aber das uralte Bauwerk ist, wenn auch



Die verbrannte Säule.

zerfallen, aufrecht geblieben und wird wohl noch manches Jahrhundert für die Stadt den Zweck erfüllen, den ihm einst Hadrian und Valens gegeben haben.

* * *

Der Name Valens erweckt übrigens in uns, die wir von Nicäa kommen, eine Fülle von Erinnerungen.

Was für wechselreiche Wandlungen hat in jenem von Glaubenskämpfen so stürmisch bewegten Jahrhundert das im Jahre 325 so einmütig

beschlossene nicänische Glaubensbekenntnis durchgemacht! Die verurteilten Arianer wußten die Gunst der Mächtigen der Erde zu gewinnen und versuchten an ihren Gegnern grimmige Rache zu üben. Und gerade der Kaiser Valens war einer von jenen Fürsten, die sich unter dem Einflusse ihrer Hofbischöfe berufen glaubten, den unter Konstantin feierlich festgestellten nicänischen Glauben für immer vom Erdboden zu vertilgen und seine Anhänger aufs grausamste zu verfolgen.

Niemand hat den Wechsel der Zeiten an seinem eigenen Leibe so zu spüren bekommen wie der große Athanasius selbst: ein Vorbild für alle Zeiten auch darin, daß man den wahren Glauben getrost auch einmal unterliegen und untergehen lassen kann; er wird schon von selbst wieder auferstehen, wenn er unsterblich ist. Wie oft hat er die Arianer triumphieren und Siegesfeste feiern sehen! Er blieb ruhig. Dem charakterlosen und geschmeidigen Eusebius von Nikomedien gelang es, selbst den Kaiser Konstantin umzustimmen und nachträglich dem Arius geneigt zu machen. Athanasius wurde der schlimmsten Verbrechen, sogar in allem Ernste der Ermordung eines Bischofs angeklagt und vom Kaiser nach Trier im Rheinlande verbannt. Arius aber wurde in Konstantinopel in festlichem Zuge zur Kirche geführt, um feierlich wiederaufgenommen zu werden. Mitten im Festzuge wurde er plötzlich unwohl. Er ging abseits und starb jählings — zu aller Schrecken.

Athanasius war groß genug, seinen Freunden, die darin offen ein Gottesgericht sehen wollten, dies ernst zu verweisen. Sterben, meinte er, sei das allgemeine Los der Menschen, und keiner wisse, ob es nicht ihn auch noch vor Abend treffen könne.

Die unberechenbaren Schwankungen der kaiserlichen Kirchenpolitik gingen bis gegen Ende des Jahrhunderts weiter. Je nachdem die Fahne der Hofgunst in Konstantinopel flatterte, wurde Athanasius von seinem Patriarchenstuhl in Alexandrien verbannt, verfolgt oder wieder ehrenvoll zurückberufen. Von den 46 Jahren seines Bistums hat er nicht weniger als 20 in der Verbannung zugebracht. Den Wechsel des äußeren Glücks und der Menschengunst hat keiner so gründlich erfahren wie er. Aber unter allem Wandel blieb ihm eines bis an sein Ende unwandelbar: der Glaube, den er einst mit den Vätern von Nicäa bekannt, und die Gewißheit, daß diesem unter allen Umständen die Zukunft gehöre.

* * *

Vom Aquädukte des Valens, von dessen Höhe wir Ausschau über die Stadt und ihre Vergangenheit gehalten haben, gehen wir, um den kirchengeschichtlichen Spuren weiter zu folgen, nach Westen bis zum Atmeidân, dem einst so herrlichen Hippodrom des alten Konstantinopels. Den Obelisken des großen Theodosius, die bronzene Schlangensäule und den gemauerten Obelisken des Kaisers Konstantinos Porphyrogénetos lassen wir vorläufig ebenso zur Seite liegen wie die großartige Achmedije-Moschee und gehen durch ein Gäßchen hinüber zu der zwischen grünen Bäumen fast versteckten Moschee Muhammed Paschas, deren achteckiges Minaret zum Marmarameer hinausschaut, dessen Ufer man von hier aus in wenigen Minuten erreicht.

Die Moschee mit ihrem schönen Brunnenvorhof und ihrer marmornen Vorhalle ist schon als Bauwerk sehr interessant. Was uns aber an ihr besonders fesselt, das sind die historischen Erinnerungen, die aus der Zeit der großen Glaubenskämpfe des vierten Jahrhunderts an ihr haften. Denn sie ist wie so viele Moscheen Konstantinopels eine ehemalige christliche Kirche, die Kirche der heiligen Anastasia.

Hier war lange Zeit die einzige, bescheidene, verborgene Zufluchtsstätte, die der verfehmte nicänische Glaube in der ganzen Reichshauptstadt noch hatte. Nach der jubelnden Aufnahme, die die Beschlüsse von Nicäa fast überall gefunden hatten, war nach Konstantins Tod auf der kaiserlichen Hofburg die Fahne des arianischen Glaubens gehißt worden. Heftige Verfolgungen ergingen wie ein heilsames, prüfendes Feuer der Trübsal über die Bekenner des alten Glaubens der Christenheit, und nur wenige Getreue hielten auch in der Zeit der Not bei der alten Fahne aus. Nirgends schien der apostolische Glaube an den eingeborenen Sohn Gottes so sehr für immer versunken zu sein wie hier am Goldenen Horn. Die Anhänger des Bekenntnisses von Nicäa waren hier wie im ganzen Reiche aller Kirchen beraubt. Auf Konstantius, den Sohn des Konstantin, der während seiner vierundzwanzigjährigen Regierung den Arianern zum Siege verholfen hatte, folgte im Jahre 361 der heidnische Julianus Apostata, der beide Parteien mit Spott und Hohn überschüttete und sie gegen einander ausspielte. Valens, der von 364 bis 378 regierte, nahm wieder leidenschaftlich Partei für die Arianer und verfolgte die Nicäner mit empörender Grausamkeit. Es war fast ein Wunder, daß das kleine Häuflein der Getreuen in der Hauptstadt unter der Glut der Verfolgung nicht vollends ganz zusammenschmolz.

In dieser Zeit der Todesnot gedachten die bedrängten Getreuen in

Konstantinopel eines Mannes, der trotz seiner Scheu vor allen kirchlichen Streitigkeiten und trotz seiner Abneigung gegen jedes öffentliche Hervortreten die rechte Persönlichkeit war, um in sturmbewegter Zeit das Steuer des mit dem Untergang bedrohten Schiffleins zu führen. Es war der schon damals berühmte Gregorius von Nazianz, dem die Geschichte den Beinamen des Bekenners gegeben hat.

Um dem Streit und der Unruhe der Zeit zu entgehen, hatte er sich in eine tiefe Einsamkeit in der Nähe seiner Vaterstadt Nazianz zurückgezogen. Aber gerade ihn rief das versprengte und verschüchterte Häuflein derer, die es noch wagten, gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen, als seinen Bischof in die brausende Welthauptstadt. Widerstrebend, aber im Gefühle einer unausweichlichen Verantwortung, folgte er dem gefährlichen Rufe.

Zwar die verwöhnten Konstantinopolitaner waren nicht wenig enttäuscht, als statt einer imponierenden Bischofsgestalt ein schon alterndes, von Krankheit gebeugtes Männlein mit niedergeschlagenen Augen, kahlem Haupte, einem Angesichte voll von Spuren innerer Kämpfe und äußerer Entbehrungen vor sie hintrat. Aber bald genug dachten sie anders von ihm. Als er das Füllhorn seiner Beredsamkeit und seines gewaltigen Geistes über sie ausschüttete, als sie sahen, was für eine umfassende wissenschaftliche Bildung hinter seiner Rede stand, mit der er die Geister zu fesseln und zu überzeugen vermochte, da ging ihnen eine Ahnung davon auf, daß ein Großer im Reiche des Geistes in der Hauptstadt eingezogen sei.

Hier, wo sich jetzt die Moschee des Muhammed Pascha vor uns erhebt, stand das Haus der Verwandten Gregors, in dem die Versammlungen des Häufleins der Rechtgläubigen stattfanden. Heimlich, in steter Gefahr vor den Überfällen ihrer Gegner, kamen sie hier zusammen. Die bescheidene Hauskapelle, die, nachmals immer mehr erweitert, allmählich zu einer großen und berühmten Kirche heranwuchs, nannte er bedeutungsvoll „Anastasia“ d. h. Auferstehungskirche. Denn er war innerlich gewiß, daß der wahre Glaube, wenn er auch von der ganzen Welt totgesagt wurde, wie der Herr selbst zur rechten Stunde aus dem Grabe wieder auferstehen werde. Er glaubte auch dann noch, als dieser Glaube fast wie Wahnwitz erscheinen mußte.

Nicht nur der Kaiser und die Gewaltigen, auch das ganze Volk verfolgte den Glauben von Nicäa mit größtem Haß. Eines Nachts, als Gregor in seiner Anastasia weilte, wurde das stille Privatheiligtum vom

arianischen Pöbel gestürmt. Mönche gingen voran, und gemeine Weibspersonen, mit Stöcken und Steinen bewaffnet, drangen ein, entweihten den Altar, zertrümmerten die heiligen Geräte, verübten ausgelassene Zügellosigkeiten. Kaum rettete Gregor das nackte Leben.

Aber die Getreuen harrten und harrten. Sie wußten nicht, wann die Prüfung von ihnen genommen werden würde, aber sie zweifelten keinen Augenblick, daß zur rechten Zeit die große Stunde Gottes schlagen würde.

* * *

Bewegt schlagen wir den Rückweg durch die Gassen und Basare von Stambûl ein, um für heute unser Quartier jenseits des Goldenen Horns aufzusuchen.

Am nächsten Morgen kommen wir wieder herüber, um die Spuren der kirchengeschichtlichen Bewegungen und Kämpfe auf dem Boden des alten Konstantinopels weiter zu verfolgen. Im Vorübergehen treten wir in den Hof der Bajesid-Moschee, die zu den schönsten Bauwerken der Stadt gehört.

Ein allerliebster Anblick fesselt uns beim Betreten des inneren Hofes. Eine Unzahl der schönsten Tauben, deren Gefieder perlmutterartig in allen Farben schillert, erfüllt alle Räume des weiten Platzes. Auf den marmornen Spitzbogen-Arkaden, die ringsum laufen, in den Zweigen der mächtigen Cypressen und Platanen, die den Hof beschatten, auf dem von Säulen getragenen Brunnenhause in der Mitte des Platzes, auf den Marmorfliesen des Bodens, zu Füßen der kostbaren Säulen aus Verde antiko und Jaspis — überall sitzen ganze Scharen von Tauben. Wir fordern den Wärter auf, seine Pfleglinge für ein kleines Bakschîsch zu füttern. Da fliegen die Tauben auf seinen Ruf von allen Seiten wie eine Wolke herbei, gehen furchtlos zwischen den Menschen herum, um die Körner aufzupicken, ja sie fressen das Futter, das man ihnen darbietet, zutraulich aus der Hand. Die Moschee, in deren Hof diese Tiere nach einer alten Bestimmung gehalten und gefüttert werden, führt aus diesem Grunde im Volksmunde den Namen Taubenmoschee.

Nur ungern trennen wir uns von diesem anmutigen Anblick, um nebenan den Seraskierturm mit seinen 179 Stufen zu besteigen. Ein großartiger Rundblick über das Häusermeer Konstantinopels und seiner Umgebungen lohnt unsere Mühe. In einem überwältigenden Panorama liegt diese schöne Welt mit ihren Städten und Bergen und Meeren vor

unseren Augen ausgebreitet. Europa und Asien reichen sich im goldenen Sonnenschein wie in einem Feste die Hand, und vom fernen Bithynien schaut der asiatische Olymp mit leuchtender Schneekuppel herüber.

* * *

Wir stehen vor der berühmten Moschee Muhammeds des Eroberers. Zwei schöne, schlanke Minarete mit je zwei Altanen geben der riesigen Anlage schon von weitem ihr muhammedanisches Gepräge. Der gewaltige

Moschee Muhammed des Eroberers.

Komplex der nach der Eroberung Konstantinopels von den Türken nach dem Vorbilde der Aja Sophia durch einen christlichen Baumeister errichteten Moschee ist mit ihrem großartigen Kuppelbau, ihren Höfen, Kollegienhäusern, Volksschulen, Armenküchen, Hospital und Pilgerherberge eine der imposantesten Leistungen der Osmanen auf dem Gebiete der Baukunst.

Und doch ist es geweihter christlicher Boden, auf dem wir stehen. Erhebt sich doch die Moschee genau auf der Stelle der ehemaligen „Apostelkirche", die einst im Leben der Hauptstadt nächst der Aja Sophia die bedeutendste Rolle gespielt hat. Hier erschien an den christlichen Festen der

Kaiser mit den Großen des Reiches zum Gottesdienst. Hier ruhten im Tode die Kaiser und die Bischöfe von Konstantinopel. Hier stand, bevor Justinian die Kirche in neuer Pracht aufführte, jene andere, ältere „Apostelkirche", die schon im vierten Jahrhundert die Hauptkirche der Stadt war.

Und gerade an diese Kirche knüpft sich aus der Zeit der großen Kämpfe um die Geltung des nicänischen Glaubensbekenntnisses jener folgenschwere Umschwung, der gegen Ende des Jahrhunderts zum Erstaunen der ganzen Welt eintrat. Die einzige Kirche, in der der alte Glaube noch eine Herberge behalten hatte, war die kleine Anastasia des Gregorius von Nazianz. Mit allem Hochdruck weltlicher und kirchlicher Politik wurden seine wenigen Anhänger verfolgt. Geradezu verzweifelt war ihre Lage, als plötzlich im Jahre 378 die Trauerkunde die Hauptstadt durcheilte, daß der arianische Kaiser Valens in der blutigen Schlacht von Adrianopel gegen die Goten sein Leben verloren habe.

An seiner Statt bestieg Theodosius der Große den Kaiserthron. Mit diesem Ereignis trat die große Schicksalswende ein, die den Verfolgungen des alten Glaubens ein Ziel setzte. In seiner spanischen Heimat nach den Grundsätzen des nicänischen Glaubens erzogen, ließ sich der neue Kaiser nach Niederwerfung der Goten von dem rechtgläubigen Bischof in Thessalonich taufen und erließ noch an seinem Tauftage jenes berühmte Edikt, wodurch der nicänische Glaube wieder als der rechte Glaube der Kirche erklärt wurde.

Am 24. Dezember des Jahres 380, an unserem Weihnachtsabend, zog der Kaiser in Konstantinopel ein. Die arianischen Bischöfe, die vierzig Jahre lang Herren aller Kirchen der Stadt gewesen waren und im Besitze der Macht so stolz und rücksichtslos gewaltet hatten, mußten Konstantinopel eiligst verlassen.

Der Kaiser aber ließ den so lange verachteten und verfolgten Gregor holen, begrüßte ihn mit der größten Ehrerbietung und besprach mit ihm die kirchliche Lage. Wie ein Traum war es für den bisher geächteten Vorkämpfer der guten Sache, als ihn der Kaiser, auf diese Apostelkirche deutend, mit den Worten entließ: „Diesen Tempel übergibt dir Gott durch unsere Hand als Lohn für deine Mühen!"

Daß sich der gewaltsame Umschwung nicht ohne große Aufregung der hauptstädtischen Bevölkerung vollzog, läßt sich denken. An dem Tage, wo sämtliche Kirchen der Stadt den Anhängern des nicänischen Glaubens feierlich übergeben werden sollten, waren alle Straßen und öffentlichen Plätze mit Arianern, Menschen jeden Standes, Alters und Geschlechts

erfüllt. Sie klagten, weinten, schrien, drohten. Konstantinopel glich, wie Gregor selbst erzählt, einer mit Gewalt eingenommenen Stadt. Aber weitere Folgen hatte die Sache nicht. Die Arianer, Klerus und Volk, waren meist nicht aus dem Holze gewachsen, aus dem Märtyrer geschnitzt werden. In kurzem war — es ist fast beschämend zu sagen — die ganze Welt wieder nicänisch.

Der Kaiser aber führte am Morgen jenes Tages in höchst eigener Person den Gregorius von Nazianz zur Apostelkirche, deren Zugänge mit einem starken Aufgebot von Truppen besetzt waren.

Gregor, gerade damals von Krankheit besonders niedergebeugt, nur schwach atmend, aber gutes Mutes, schritt an der Seite der kriegerischen Heldengestalt, des Kaisers, inmitten einer glänzenden militärischen Eskorte, dem Portal der Kirche zu. Dunkle Wolken bedeckten den Himmel. Schon triumphierten die Arianer über dies sichtliche Zeichen der zürnenden Gottheit. Aber in demselben Augenblicke, als der Kaiser mit dem Bischof die Kirche betrat und der Lobgesang auf den dreieinigen Gott ertönte, brach plötzlich die Sonne siegreich durch das Gewölk und erfüllte die ganze Kirche mit strahlendem Glanze.

Am Schlusse des Gottesdienstes verlangte das Volk stürmisch den Gregor zum Bischof der Hauptstadt. Und nichts wäre dem Kaiser lieber gewesen, als sofort diesen Wunsch zu erfüllen. Aber Gregor weigerte sich bescheiden und standhaft. Auch nachher beharrte er den stürmischen Forderungen gegenüber, die ihn von allen Seiten für den leer gewordenen Patriarchenstuhl verlangten, auf seiner entschiedenen Ablehnung. Er meinte, er sei nach Konstantinopel geeilt in der Zeit der Not. Jetzt, wo die gute Sache gesiegt habe, wünsche er mit seinem von Krankheit gebeugten Körper nicht mehr, ein so hohes Amt zu übernehmen und sich an die Großen dieser Welt zu drängen.

Im folgenden Jahre 381 beschloß Theodosius, den alten nicänischen Glauben, der vierzig Jahre lang von Staats wegen geächtet und verfehmt gewesen war, durch eine neue allgemeine Synode vor aller Welt wiederherzustellen, wie er einst vor 56 Jahren unter Konstantin in Nicäa beschlossen worden war. Freilich lud er vorzugsweise solche Bischöfe ein, von denen eine Zustimmung von vorneherein zu erwarten war. So war es eben im wesentlichen kaiserliche Machtvollkommenheit, die diesmal den Ausschlag gab.

Hundertundfünfzig Bischöfe erschienen in Konstantinopel. Den Vorsitz führte anfangs Gregor von Nazianz. Da stand er, der mutvolle Ver-

teidiger des nicänischen Bekenntnisses, dessen Glaube in den schwersten Zeiten nicht gewankt hatte, vom Kaiser hoch geehrt, vom Volke angebetet, von den meisten Geistlichen geachtet. So sehr er sich auch dagegen sträubte, er wurde von der ganzen Synode zum Bischof der Hauptstadt gewählt.

Aber nur kurze Zeit ertrug er die Last dieser Würde. Auf den gefährdeten Bischofsposten in seiner Anastasia, als es galt, einen scheinbar verlorenen Posten mit Glauben und Tapferkeit zu verteidigen, war er ohne Zaudern geeilt. Aber die glanzvolle Würde des ersten Reichsbischofs war ihm zu schwer. Er legte sie nach wenigen Wochen wieder nieder, um sich endlich in die ersehnte Einsamkeit und Stille zurückzuziehen.

Hier in der Apostelkirche, die einst an der Stelle der Moschee Muhammeds des Eroberers stand, hielt er seine berühmt gewordene Abschiedspredigt. Er schildert darin die Stadt, die jetzt unter dem Zeichen des Halbmondes vor uns liegt, als „die Stadt, welche das Auge der Welt, die Beherrscherin des Landes und des Meeres, das vermittelnde Band des Morgen- und Abendlandes ist, zu welcher alles von allen Seiten zusammenströmt, und von wo alles ausgeht wie von einem gemeinsamen Marktplatze des Glaubens". Am Schlusse ruft er aus: „So leb' denn wohl, meine Anastasia, die du einen so frommen Namen trägst! Lebe wohl, du großer und gepriesener Tempel, unser neues Besitztum, der du jetzt erst deine wahre Größe vom ewigen Gotteswort empfangen hast, und ihr Gotteshäuser alle, die ihr diesem an Schönheit nahe kommt, in verschiedene Gegenden der Stadt verteilt, wie eine heilige Kette das Benachbarte verbindend. Lebt wohl, ihr Apostel, die ihr diesen Tempel zu bewohnen würdigt, ihr Vorbilder meines Kampfes! Lebe wohl, mein Bischofsstuhl, du beneideter und gefahrvoller Sitz! Lebe wohl, du große, Christus liebende Stadt! Lebe wohl, Morgenland und Abendland, für welche und von welchen ich bekämpft worden bin! Lebe wohl, heilige Dreiheit, du mein einziger Gedanke und Schmuck — mögest du diesen erhalten werden und mögest du diese erhalten! Lebe wohl, mein Volk — o möchte ich doch vernehmen, daß du stets erhöht und verherrlicht wirst durch Lehre und Leben! Lebt wohl, meine Kinder: bewahret, was ich euch anvertraut, seid eingedenk meiner Verfolgungen! Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sei mit euch allen! Amen."

So hat er einst hier an dieser Stelle gepredigt, der große Zeuge. Und wenn wir dessen gedenken und im Geiste die ehrwürdigen Hallen der alten Apostelkirche schauen, in welcher die unsterblichen Zeugen gekämpft, gelitten, gesiegt haben, so will es uns wie ein Traum vorkommen,

wenn jetzt anstatt der Kette von Kirchen, denen Gregor damals sein Lebewohl zugerufen hat, die Kette von Moscheen und Minareten steht, die sich über das Stadtbild von Konstantinopel dahinzieht.

* * *

Die Synode tagte weiter, nachdem Gregor Konstantinopel für immer verlassen hatte. Und wenn auch diese zweite ökumenische Synode von Konstantinopel viele Menschlichkeiten gehabt hat, wenn auch dem Geiste der Zeit entsprechend der Fehler von Nicäa, die Belegung der von diesem Bekenntnis Abweichenden mit dem Kirchenbann, leider wiederholt wurde, eines ist durch sie doch erreicht worden: das große Glaubensbekenntnis von Nicäa ist aufs neue für alle Zeiten bestätigt worden. Nur einige unbedeutende Zusätze wurden hinzugefügt, so daß das Bekenntnis von nun an folgenden Wortlaut hatte, wie er noch heute neben dem apostolischen Glaubensbekenntnis für unseren kirchlichen Gebrauch vorgeschrieben ist:

„Ich glaube an einen einzigen, allmächtigen Gott, den Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, alles, das sichtbar und unsichtbar ist.

Und an einen alleinigen Herrn, Jesus Christus, Gottes einzigen Sohn, der vom Vater geboren ist vor der ganzen Welt; Gott von Gott; Licht von Licht; wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott; geboren, nicht geschaffen; mit dem Vater in einerlei Wesen; durch welchen alles geschaffen ist; welcher um uns Menschen und um unserer Seligkeit willen vom Himmel gekommen ist, leibhaftig geworden durch den heiligen Geist von der Jungfrau Maria und Mensch geworden; auch für uns gekreuziget unter Pontius Pilatus, gelitten und begraben, und am dritten Tage auferstanden nach der Schrift, und ist aufgefahren gen Himmel, und sitzet zur Rechten des Vaters und wird wiederkommen mit Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Toten, des Reich kein Ende haben wird.

Und an den Herrn, den heiligen Geist, der da lebendig macht; der vom Vater und dem Sohne ausgeht; der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und zugleich geehrt wird; der durch die Propheten geredet hat.

Und die eine heilige, allgemeine, apostolische Kirche.

Ich bekenne auch die eine Taufe zur Vergebung der Sünden, und warte auf die Auferstehung der Toten und ein Leben der zukünftigen Welt."

* * *

Noch an einen anderen Großen aus jener Zeit erinnert uns diese auf der Stätte der alten Apostelkirche erbaute Moschee Muhammeds des Eroberers.

Sechzehn Jahre nach der Abreise des Gregor von Nazianz, im Jahre 397, wurde der Metropolit Johannes von Antiochien kraft kaiserlichen Willens fast gewaltsam auf den Metropolitenstuhl von Konstantinopel berufen. Wegen seiner wunderbaren Beredsamkeit Chrysostomus d. h. Goldmund genannt, an Bildung in griechischer Literatur und Philosophie alle seine Zeitgenossen übertreffend, dabei von mönchischer Strenge gegen sich selbst, wurde er gegen seinen Willen auf den ersten Bischofsstuhl des Morgenlandes erhoben.

Aber auch in Konstantinopel, inmitten alles Glanzes und aller Üppigkeit der großen Welt, mit einer Jahreseinnahme von über einer Million, die er an die Armen verteilte, setzte er seine strenge Enthaltsamkeit unverändert fort. Wenn er in bischöflichen Prachtgewändern auf der Kanzel der Apostelkirche stand, ahnten nur wenige, daß er darunter das rauhe, härene Mönchshabit trug. Und wenn er sich daheim zur Mahlzeit niedersetzte, gab es an seinem Tische nie etwas anderes, als was die Einsiedler in ihren Wüsten auch aßen.

Groß war die Wirksamkeit, mächtig der Einfluß, den er in Konstantinopel ausübte. Einen würdigeren, überzeugteren, charaktervolleren Mann hätte man gar nicht finden können, um die Gemeinden der Hauptstadt in dem bis vor kurzem von oben herab so heftig befehdeten nicänischen Glauben vollends zu befestigen.

Aber mit dem prunkvollen Hofe des Kaisers Arkadius kam er bald in scharfen Konflikt. Hier hatte man wohl den beredtesten und begabtesten Mann für diesen hohen Posten gewünscht, nicht aber einen so sittenstrengen und unbeugsamen Charakter. Der auf der Kanzel seiner Apostelkirche vom Beifallklatschen seiner Zuhörer umrauschte Prediger strafte rücksichtslos die Sünden aller Stände. Schon das gefiel der genuß- und herrschsüchtigen Kaiserin Eudoxia sehr schlecht. Als er aber eines Tages gar über die Herrschsucht des weiblichen Geschlechts und gegen die Sittenlosigkeit am Kaiserhofe predigte, auch ihren anderen dunklen Machenschaften furchtlos entgegentrat, da entbrannte ihr Zorn aufs heftigste. Sie beschloß, den unbequemen Kirchenfürsten zu verderben.

Auf ihren Befehl wurde drüben auf der asiatischen Seite des Bosporus auf einem einsamen Landgute „Zur Eiche“ eilig eine Synode von

45 Bischöfen zusammengerufen, die den verhaßten Bischof aus allerlei nichtigen Gründen seines Amtes verlustig erklärte.

Mit flammenden Worten verteidigte sich Chrysostomus unter ungeheurem Zulauf von seiner Kanzel. Dann bestieg er in aller Stille ein Schiff und verließ Konstantinopel.

Da erhob sich aber ein Sturm des Unwillens in der ganzen Hauptstadt. Der Aufstand wurde so gefahrdrohend, daß die Regierung, ja sogar die Kaiserin selbst, in einem Entschuldigungsschreiben den vertriebenen Metropoliten inständig um seine Rückkehr bitten mußte.

Es war eine große Stunde im Leben des Chrysostomus, als er in dunkler Nacht, zu Schiff, vom asiatischen Ufer zurückkehrte. Zahllose Gondeln fuhren ihm entgegen. Der ganze Bosporus erstrahlte von der roten Glut der Fackeln wie ein Feuermeer. Tausendstimmige Jubelrufe des Volkes, das den Nachen des geliebten Bischofs umdrängte, stiegen zum sternbesäten Himmel empor. So kehrte er in die Hauptstadt zurück wie ein Triumphator. Am Ufer des Goldenen Horns stieg er an Land. Von hier aus bewegte sich der Fackelzug durch die nächtlichen Straßen, nahe an den Kaiserpalästen vorüber, zur Aja Sophia, wo der zurückgekehrte Patriarch seine Gemeinde mit bewegten Worten begrüßte und entließ.

Aber nicht lange war seines Bleibens mehr. Die Kaiserin war nicht gesonnen, dem sittenlosen Leben an ihrem Hofe um eines strengen Priesters willen zu steuern. Ihr Haß gegen den Mann, vor dem sie sich hatte beugen müssen, war unversöhnlich. Aufs neue begann sie ihn zu verfolgen, als er mit seinen sittenstrengen Predigten unbeirrt fortfuhr. Da predigte Chrysostomus eines Sonntags hier in der Apostelkirche über das Evangelium von der Hinrichtung des Täufers Johannes, dessen Namen ja auch er trug. „Wiederum", so rief er, „wütet die Herodias, wiederum läßt sie tanzen, wiederum verlangt sie das Haupt des Johannes auf einer Schüssel zu empfangen!"

Jetzt kannte ihre Wut keine Grenzen mehr. Sie ruhte nicht, bis Chrysostomus abermals abgesetzt und in die Verbannung geschickt wurde, hinüber nach Asien, nach dem an den Grenzen von Cilicien und Armenien gelegenen Kaukasus.

„Gott sei gelobt für alles! Das Gegenwärtige ist nur Wanderschaft, droben ist das Vaterland!" sprach der Verbannte, als er die beschwerliche Reise antrat. Unterwegs hatte er durch Soldaten und fanatische Mönche viel zu leiden. Den Strapazen der Reise, die er krank, vom Fieber ge-

Kadiköj.

schüttelt, ohne jede Bequemlichkeit antreten mußte, war sein durch Entbehrungen geschwächter Körper nicht mehr gewachsen.

Todesmatt sank er eines Tages nieder. Man brachte ihn in eine am Wege liegende Kirche. Er fühlte, daß die Stunde seines Abscheidens nahe wäre, wo er das bestaubte Pilgerkleid der Erde mit dem himmlischen Feierkleide vertauschen dürfte. Da legte er, wie nachher die beiden Soldaten, die ihn bewachten, bewegt erzählten, seine staubigen Reisekleider ab und kleidete sich in reine Gewänder. Dann legte er sich unter einem in der Kirche befindlichen Kreuze nieder, sprach noch einmal, wie so oft während seines stürmischen Lebens: „Gott sei gelobt für alles!“ und gab kurz darauf seinen Geist auf.

Dreißig Jahre später kehrte Chrysostomus noch einmal mit hohen Ehren zurück nach Konstantinopel, das er als Verbannter verlassen hatte; zwar nicht er selbst, aber doch seine entseelte Leibeshülle. Wiederum war es wie bei jener ersten Rückkehr dunkle Nacht, als das Totenschiff vom nahen asiatischen Ufer abstieß. Wiederum fuhren ihm Tausende auf Gondeln entgegen. Wiederum erglühte der Bosporus in dunkelroter Pracht unter dem Glanze der Fackeln. Am Ufer stand Kaiser Theodosius II., der Enkel jener Eudoxia, beugte sich vor allem Volke demütig über den Sarg und flehte, daß der Heilige seinen verstorbenen Vorfahren vergeben möge, was sie unwissend, durch andere getäuscht, an ihm gesündigt hätten.

Dann bewegte sich der Fackelzug wieder vom Ufer des Goldenen Horns hinauf zur Stadt und machte hier auf dem Platze, auf dem wir stehen, Halt. Dann wurde er in die alte Apostelkirche hineingetragen und feierlich an der Seite der Kaiser und der Bischöfe von Konstantinopel beigesetzt.

Das alles hat sich einst hier auf dem Boden der heutigen Moschee Muhammeds des Eroberers zugetragen. Bewegt denken wir an alles zurück,

Moda, südlicher Teil von Kadiköj.

und trotz der islamischen Kuppeln, Halbmonde und Minarete, trotz der uns umflutenden muhammedanischen Menge will es uns scheinen, als ständen wir gar nicht vor einer der mächtigsten Moscheen der Religion von Mekka, sondern auf einer der geweihtesten Erinnerungsstätten aus der ersten Zeit unserer christlichen Kirche.

* * *

In einem türkischen Speisehause machen wir nach den beweglichen Gängen des heutigen Tages späten Mittag. Wir lassen uns heute einmal ganz mit Gerichten der türkischen Speisekarte bewirten. Da sind mancherlei Zusammenstellungen, über die unsere abendländischen Hausfrauen nicht wenig den Kopf schütteln würden. Es ist aber alles sehr reinlich und schmackhaft, und wir bekommen keine geringe Vorstellung von der türkischen Kochkunst.

Es ist schon später Nachmittag geworden, wie wir wieder heraustreten, um von der Neuen Brücke aus noch eine Abendfahrt nach der asiatischen Küste hinüber zu unternehmen. Wie in einen Goldrauch eingehüllt liegt die Stadt mit ihren Kuppeln und Minareten hinter uns, wie wir vom Bord unseres Dampfers zurückschauen. Wir fahren nach Haidar Pascha, um von hier aus einen Spaziergang nach Kadiköj, dem alten Chalcédon, zu machen.

Am Kai entlang, durch den Basar und an dem interessanten Fischmarkte vorüber gehend, kommen wir in eine freundliche Vorstadt, wo sich am Rande des Marmarameeres ein schönes Landhaus ans andere reiht. Hier halten die Europäer von Konstantinopel gerne ihre Villegiatur. Schöne Gärten mit seltenen Blumen und Bäumen erfreuen das Auge.

Jetzt treten wir heraus an den Rand des felsigen Ufers, das schroff zum Meere abfällt. Eine unvergleichlich schöne Aussicht eröffnet sich hier

über das weite, im Abendsonnenglanze daliegende Marmarameer. Der Himmel steht in feuriger Glut, die sich drunten in der Meeresfläche wiederspiegelt. Drüben steigen die Prinzeninseln in tiefem Violett aus der Flut empor. Im fernen Süden stehen die bithynischen Berge mit dem schneebedeckten Olymp. Im Nordwesten aber dehnt sich von der ins Meer herausspringenden Seraispitze an die Weltstadt mit ihren Kuppeln und Minareten bis an den Horizont, während sich zur Rechten Galata, Pera und die Uferstädte des Bosporus anschließen.

Leanderturm. Dahinter die Seraispitze mit ihren Moscheen.

Vergeblich schauen wir uns hier nach Spuren der Vergangenheit um. Von der Stätte des vierten großen Konzils, durch welches dies Chalcêdon weltberühmt geworden ist, hat sich kaum eine nennenswerte Überlieferung erhalten. Im Jahre 451, also siebzig Jahre nach jenen großen Tagen des Gregor von Nazianz, erhielt hier die kirchliche Dreieinigkeitslehre von Nicäa — mit einem unwesentlichen Zusatze — ihre letzte Bestätigung durch eine allgemeine Reichssynode.

Ganz nahe bei der Hauptstadt, nur durch die breite Meeresstraße von ihr getrennt, tagten damals die Väter der Kirche. Sie konnten die Kaiserpaläste und die Kuppeln der Kirchen von Konstantinopel deutlich

erkennen, wenn sie übers Wasser hinübersahen. Aber auch der Kaiser und sein Hof konnte herübersehen und dafür sorgen, daß kein Beschluß gefaßt wurde, der an höchster Stelle nicht genehm gewesen wäre.

* * *

Unser heutiges Programm bildet eine Fahrt durch den Bosporus. Unser Dampfer fährt in vier Stunden zuerst an der europäischen Seite bis nahe zur Einmündung ins Schwarze Meer, dann an der asiatischen Seite zurück bis Konstantinopel. Da haben wir Muße genug, uns die

Anadoli Hissar.

weltberühmte, viel umstrittene Wasserstraße anzusehen, die an der schmalsten Stelle einen halben, an der breitesten drei Kilometer breit ist.

Sage und Geschichte haben sich seit dem grauen Altertum mit dieser Meerenge beschäftigt. Weil nach dem bekannten griechischen Mythus Jo hier auf einer Kuh durchs Meer geschwommen ist, hat sie den Namen Bosporus d. h. Rinderfurt erhalten. Der Leanderturm dagegen, an dem wir in der Nähe von Skutari vorüberfahren, hat seinen Namen mit Unrecht erhalten; denn die Sage von Hero und Leander spielt nicht hier, sondern am Hellespont, den heutigen Dardanellen. Hier fuhren die Argonauten mutig ihrem gefahrvollen Ziele zu. Hier stand in geschichtlicher Zeit auf beiden Ufern, dem europäischen und dem asiatischen, vom Marmarameer bis zum schwarzen Meere Ortschaft an Ortschaft.

Und so ist's noch heute. Man kann nicht leicht eine schönere Fahrt machen wie hier auf dem Bosporus: Gärten auf den Höhen, Städte und Dörfer in der Tiefe, Villen an den Hängen, dazu die beiden poetischen Bäume des Morgenlandes, Cypresse und Pinie, manchen entzückenden Hain bildend.

Unser Schiff fährt an den großartigen Sultanspalästen Tschiragân und Dolma Bagtsche vorüber. Weiterhin sehen wir auf der Höhe den gewaltigen Palastbezirk des regierenden Sultans, Yildis Kiöschk. Dann gleitet Ortschaft auf Ortschaft an unseren Augen vorüber, Ortaköi, Arnautköi, das freundliche Bebek im Schatten seiner alten Platanen. Rumili Hissar, das zinnengekrönte „rumelische Schloß", hält an der engsten Stelle des Bosporus Wache, während vom andern Ufer Anadoli Hissar, das anatolische oder östliche Schloß, ebenso trotzig herüberschaut. Jeniköi mit seinem schönen Pinienwäldchen und seinen prächtigen Landhäusern zieht vorüber. Therapia, mit seinen schattigen Alleen, einst der Sommersitz der berühmtesten Fanarioten-Geschlechter, der Ypsilanti, Kallimachi, Mavrokordato, heute die Sommerresidenz der europäischen Botschafter, erregt unser besonderes Interesse. Böjükdere mit seinen großen Hotels und palastartigen Bauten am Fuße einer schönen, bewaldeten Höhe ist der letzte Ort, den wir auf europäischer Seite anlaufen.

Bei Rumili Kawak, nahe an der Einfahrt ins Schwarze Meer mit dem sagenhaften schrecklichen Felsentore der Symplegaden, wenden wir, um auf der asiatischen Seite zurückzufahren.

Die interessanteste Stelle ist auch diesmal wie auf der Hinfahrt die enge Durchfahrt zwischen Rumili Hissar und Anadoli Hissar. Hier, wo einst der Perserkönig Darius die Brücke von Asien nach Europa schlagen ließ, um seine 700 000 Mann hinüberzuführen, ist die Strömung besonders reißend und der Schiffahrt gefährlich. Die Türken nennen daher diesen Engpaß des brausenden, flutenden Sundes Scheitânakyntysi d. h. Teufelsströmung. Finster schauen die Mauern von Anadoli Hissar zu uns herüber, in dessen festen Verließen einst zur Zeit der Türkenkriege mancher europäische Kriegsgefangene endlose Jahre lang geschmachtet hat.

* * *

Aber auch das gegenüberliegende Rumili Hissar mit seinen trotzigen Mauern weckt traurige Erinnerungen aus jenen Zeiten, wo das Kreuz hier den letzten Verzweiflungskampf gegen den Halbmond gefochten hat.

Es war zur Zeit des letzten byzantinischen Kaisers, der ebenso wie der erste den Namen Konstantin trug, der elfte seines Namens. Als der jugendliche Kaiser den Thron bestieg, war das einst so mächtige Reich von Byzanz unter dem Ansturm der Barbaren und namentlich der immer unwiderstehlicher vordringenden Türken zu einem bloßen Stadtgebiete zusammengeschrumpft. Längst waren die Provinzen eine nach der andern in Feindes Händen. Längst erstreckte sich das Türkenreich mit der Hauptstadt Adrianopel bis tief nach Europa hinein und umgab das kleine byzantinische Reich wie ein brandendes Meer ein versinkendes Eiland.

Unglücklicherweise hatte Konstantin XI. den gleichfalls jungen Sultan Muhammed II. verhängnisvoll gereizt, so daß dieser beschloß, dem christlichen Reiche ein Ende zu machen.

Wohl war Muhammed darin ein echter Türke, daß er vor keiner Grausamkeit zurückschreckte, dabei aber nicht nur ein wissenschaftlich hochgebildeter, in jeglicher Literatur seiner Zeit bewanderter Mann, der außer seiner eigenen Sprache griechisch, lateinisch, arabisch, persisch, slavisch fließend sprach, sondern auch ein Fürst, der an schlauer Staatskunst, politischem Scharfblick und eiserner Energie alle seine fürstlichen Zeitgenossen überragte.

Bald sollten die Byzantiner merken, daß es dem erzürnten Sultan diesmal ernst war, ihrem Reiche den Todesstoß zu versetzen. Hier an der engsten Stelle des Bosporus, am Scheitân akyntysy, wo die Gewässer in einer Breite von nur 550 Metern den Sund mit reißender Schnelligkeit durchströmen, erbaute Muhammed im Jahre 1451 das gewaltige Sperrfort Rumili Hissar, das, mit sechzig festen Türmen bewehrt, mit Kanonen schwersten Kalibers armiert, alle vorüberfahrenden Schiffe kontrollierte und mit schweren Zöllen belegte. Damit war Konstantinopel die Zufuhr vom Schwarzen Meere abgeschnitten.

Konstantin XI. tat während des folgenden Jahres alles, um die Stadt von der Landseite her mit außerordentlich großen Getreidemengen zu verproviantieren und die Verteidigungswerke in guten Stand zu setzen. Auch an die christlichen Fürsten Europas wandte er sich mit dringender Bitte um Hilfe. Aber das Abendland war viel zu kurzsichtig, um zu begreifen, was für ein Entscheidungskampf sich dort am Goldenen Horn vorbereitete. Niemand rührte sich zu einer wirksamen Hilfeleistung. Muhammed aber, nachdem er hier seinen Bogas kessen d. h. Abschneider des Sundes erbaut, der der bedrohten Stadt jede Verbindung mit dem

Norden abschnitt, traf nun die umfassendsten Vorbereitungen zur Belagerung von Konstantinopel.

So lenkt dies Rumili Hissar mit seinen trotzigen Mauern und Türmen unsere Gedanken und Erinnerungen in eine ganz andere Richtung als bisher: auf den ergreifenden Schlußakt der Tragödie, mit der das zwölfhundertjährige christliche Reich am Goldenen Horn zu Grabe getragen worden ist. Und wie Siegessäulen des triumphierenden Muhammedanismus grüßen uns bei unserer Rückkehr von weitem die Kupppeln und Minarete von Konstantinopel, die an Stelle der ehemaligen christlichen Kirchen getreten sind.

Eine Stätte großer Erinnerungen, wo uns der Geist der Geschichte mit Gewalt ergreift, haben wir uns für den heutigen Nachmittag vorbehalten: den Gang um die alte Stadtmauer Konstantinopels.

Der Zeitersparnis wegen fahren wir mit der Eisenbahn bis Jedikulé. Dort treten wir unsere Wanderung an dem Punkte an, wo die Stadtmauern mit ihrem südlichsten Teile am Marmarameere beginnen, um dann in nördlicher Richtung die ganze Halbinselstadt wie ein Dreieck einschließend, in einer Ausdehnung von 7 Kilometern über Berg und Tal bis zum Goldenen Horn zu laufen. Schon Theodosius II., den wir aus der Geschichte des Chrysostomus kennen, hat im Jahre 413 diese großartigen Festungswerke so errichtet, wie sie im wesentlichen noch heute vor uns stehen. Nur im Norden hat zweihundert Jahre später Kaiser Heraklius das Blachernenquartier am entgegengesetzten nördlichen Ende hoch über dem Goldenen Horn mit in die Befestigungen hineingezogen.

Das türkische Jedikulé ist nur eine Übersetzung des griechischen Heptapýrgion, des „Schlosses der sieben Türme", vor dem wir stehen. Vier Türme stehen noch aufrecht. (Vgl. das Bild S. 28.) Heute bieten sie einen friedlichen, fast idyllischen Anblick dar. Cypressen und Platanen stehen neben ihnen, gewaltiges Efeugeflecht schlingt sich bis auf die Zinnen der Türme, und hoch droben wächst wilder Lorbeer und mancher blühende Strauch.

Aber man braucht diese Türme nur anzusehen, um im Geiste die Bilder verzweiflungsvoller Kämpfe zu schauen, die einst hier stattgefunden haben. Barbaren jeder Art, Ungarn, Bulgaren, Türken haben sich jahrhundertelang an diesen eisernen Mauern die Köpfe eingerannt. Und auch

aus türkischer Zeit knüpfen sich dunkle Erinnerungen an diese „Sieben Türme“. Mancher türkische Ministerkopf war da droben auf den Zinnen am Spieße aufgepflanzt; mancher entthronte Sultan hat in diesen unterirdischen Kerkern geschmachtet und über seine Schandtaten nachgedacht. Türkische Staatsgefangene wurden hier in Massen hingerichtet und ihre Köpfe dort in den „Blutbrunnen“ am Goldenen Tor geworfen.

Wie ein trauernder Zeuge vergangener Herrlichkeit steht das Goldene Tor da. Es war die Triumphpforte, durch die in der Glanzzeit von Byzanz die Kaiser nach siegreich vollendetem Kriege in die Hauptstadt einzogen. Von der Höhe des Tores grüßte die Heimkehrenden die goldene Statue der Viktoria.

Jedikulé, das Schloß der sieben Türme.

In nördlicher Richtung folgen wir nun dem Laufe der dreifachen Stadtmauern, die sich in ihren trotzigen mittelalterlichen Formen bis zum fernen Horizont hinziehen. Es ist eine schwermütige Wanderung, die uns wie kaum etwas anderes in die alten Tage von Konstantinopel zurückversetzt. Zur Rechten haben wir fortwährend diese unabsehbar sich fortsetzenden Mauern, von deren 191 Türmen noch so mancher dasteht, bald verwittert und zerrissen, bald noch fest und stolz dem Lauf der Jahrhunderte trotzend, alle aber mit den Spuren schrecklicher Kämpfe, die einst hier stattgefunden haben; zur Linken der sich gleichfalls scheinbar endlos fortsetzende, von gewaltigen Cypressenhainen überschattete türkische Friedhof, die unermeßliche Totenstadt von Stambûl, wo Millionen von Toten hinabgelegt worden sind, einst die Christen, jetzt die Muslimen. Da liegen

sie nebeneinander, übereinander, und haben im langen, langen Schlaf all den bisherigen Hader und Streit vergessen, der sie einst im Leben getrennt hat.

* * *

Eine überraschende Fülle fesselnder Bilder bietet dieser Gang an den alten Stadtmauern.

An manchen besonders guterhaltenen Stellen sieht man deutlich die Anlage der Befestigungen. Innerhalb der hohen Außenmauer befanden sich zwei niedrigere Mauern, die mit der äußeren durch breite Wälle ver-

Stadtmauern am Goldenen Tor.

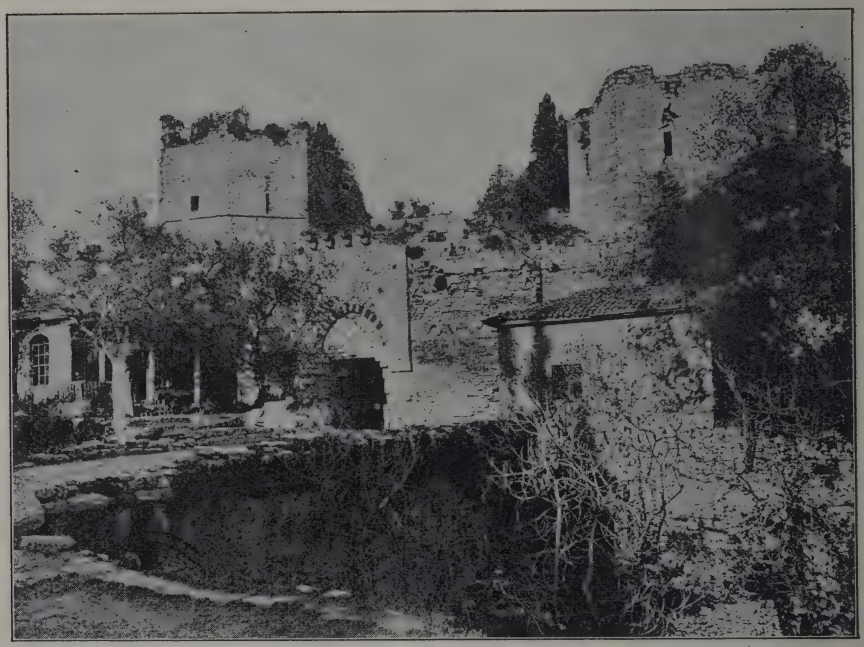
bunden waren, so daß die Verteidiger von Mauer zu Mauer eilen konnten, je nachdem es der Augenblick erforderte. Vielfach ist auch noch die mit Zinnen versehene, mannshohe Brustwehr erhalten, hinter der die Scharfschützen standen, von den dahinter aufragenden gewaltigen Türmen gedeckt.

Sehr eindrucksvoll ist die lange Linie dieser zum Teil riesigen Türme, die sich, oft ganz von wildem Efeu umsponnen, über Berg und Tal nach Norden zieht. Sie sind von mannigfaltiger Gestalt, bald kreisrund wie die Tortürme von Nicäa, bald vier-, sechs- oder achteckig; bald noch massiv und fest, als ob sie noch manchem Sturme trotzen wollten, bald

nur noch zur Hälfte aufrecht, von breiten Rissen durchzogen, dem Einsturze nahe.

Das Stadttor Silivri Kápusi, an dem wir vorbeikommen, erinnert mit seinem Namen an einen der tapferen Verteidiger Konstantinopels gegen die Türken. Laut Inschrift ist es fünfzehn Jahre vor der Eroberung von dem byzantinischen Stadtkommandanten von Selymbria erbaut worden, der während der Belagerung hier das Kommando führte und den Heldentod fand.

* * *



Selivritor.

Der jetzt folgende Teil der Mauern, der zwischen den Stadttoren Mewlewihâne Kápu und Top Kápu liegt, ist am besten erhalten. Wie unbesiegte Recken stehen hier die prächtigen Türme noch da.

Am Top Kápu (d. h. Kanonentor), dem ehemaligen Tore des heiligen Romanus, machen wir Halt. Hier ist im Jahre 1453 der heißeste Kampf ausgefochten, hier der Fall Konstantinopels entschieden worden.

Wir besteigen einen der hohen Türme, von wo aus wir das Schlachtfeld bequem überblicken können und suchen uns die Situation jener letzten heldenmütigen Verteidiger der byzantinischen Hauptstadt klar zu machen.

Nachdem Muhammed II. durch sein Sperrfort Rumili Hissar die unbestrittene Herrschaft über den Bosporus gewonnen hatte, traf er sofort Anstalten, um Konstantinopel von der Landseite her zu erstürmen.

Den furchtbaren Ernst der Lage erkennend, wandte sich Konstantin XI. Paläologus wiederholt um Hilfe flehend an das Abendland. Aber niemand dachte dort im Westen daran, die bedrängten christlichen Brüder zu retten.

Selbst die großen Republiken Venedig und Genua, die einst als die gewaltigsten Schutzherren der Christenheit in der Levante ihre Banner so ruhmreich entfaltet hatten, rührten keine Hand. Nur fünf venetianische Schiffe, die zufällig im Hafen waren, wurden zu Verteidigungszwecken zurückgehalten. Auch eine tapfere Schar von Genuesen aus Chios, an ihrer Spitze namentlich der kriegerische Giustiniani mit zwei Kriegsschiffen und 700 Streitern, sowie der deutsche Artillerie-Offizier Grant schlossen sich den untergehenden Christen Konstantinopels in ihrer Todesnot an.

Noch ein letztes Mittel versuchte der Kaiser in seiner Bedrängnis, um die Hilfe des Abendlandes zu gewinnen. Er erklärte sich bereit, die Spaltung zwischen der Kirche Roms und des Morgenlandes durch große Konzessionen zu beseitigen, indem er in der Aja Sophia den Gottesdienst nach der dem Papste genehmen Unionsliturgie halten ließ. Aber auch dieser Versuch schlug fehl. Der alte unversöhnliche Haß der morgenländischen Christen gegen das herrschsüchtige Rom war noch größer als der Wunsch nach Rettung. Ganz Konstantinopel erhob sich in furchtbarem Zorn, und vom Marmarameer bis zum Goldenen Horn erscholl die Losung: „Lieber türkisch als päpstlich!“

Da erkannte der Kaiser, daß er auf die eigene, im Laufe der letzten Jahrhunderte so gar zusammengeschmolzene Kraft angewiesen sei. Nun entfaltete er, und mit ihm sein ganzes Volk, eine fieberhafte Tätigkeit. Die Festungsmauern wurden allerorten in besten Stand gesetzt. Und gewiß, die Mauern und Türme waren gut, aber ach! die Verteidiger fehlten! Nur 9000 Krieger standen dem einst so mächtigen Byzanz zur Verfügung, und diese sollten eine Mauerlinie von mehr als fünf Stunden Ausdehnung gegen eine Übermacht von 165 000 Osmanen verteidigen, mit denen Muhammed II. am 23. März von Adrianopel her aufbrach.

Sobald die Nachricht hiervon eintraf, wurde das Goldene Horn durch die schwere Kette gesperrt, die an der Stelle der heutigen „Neuen Brücke“ von Galata nach Konstantinopel hinüber gespannt wurde.

Am 5. April kam der Sultan nach vierzehntägigem Marsch in der Campagna an, die sich im Westen der Stadtmauern ausdehnt. Dort, jenseits der Cypressen des türkischen Friedhofes, der sich zu unseren Füßen unterhalb des ehemaligen Tores des heiligen Romanus ausdehnt, erhebt sich der die ganze Umgebung beherrschende Hügel Maltepe. Auf ihm schlug der Sultan sein Hauptquartier auf.

An demselben Tage bezog der Kaiser hier, gerade dem Sultan gegenüber, das Tor des heiligen Romanus, um an der gefahrvollsten Stelle, an der Seite des Genuesen Giovanni Giustiniani, das Kommando zu führen. Auch einige klangvolle venetianische Namen wie Nicolo Mocenigo,

Mauern zwischen Selivritor und Lykostal.

Fabruzzi Cornaro, Caterino Contarini leisteten dem untergehenden Kaiser als Unterbefehlshaber treue Dienste.

In der Stadt focht alles mit, was fechten konnte. So vertauschten die Mönche ihr sonst tatenloses Leben in der äußersten Todesnot mit der männlicheren Aufgabe, fürs Vaterland zu fechten und zu sterben. Der größte Teil der Seefront wurde durch Mönche verteidigt: ein herzerfreuender Anblick, diese Streiter Gottes im tapferen Kampf mit dem Feinde der Christenheit! Auch an der Apostelkirche, wo einst Gregor von Nazianz und Chrysostomus gepredigt hatten, stand bei Tag und Nacht ein halbes Tausend von Mönchen als Reserve bereit, um jederzeit an der gefährdetsten Stelle eingreifen zu können.

Sechs Tage nach Ankunft des osmanischen Heeres begann eine furchtbare Kanonade. Namentlich die Riesenkanone Orbans und anderes schweres Geschütz setzte mit seinem Donnerhall die Bewohner des unglücklichen Byzanz in Schrecken.

Aber die Verteidiger wehrten sich tapfer und wußten ihre beschädigten Mauern mit bewundernswerter Ausdauer immer wieder auszubessern und zu beschützen. Die Belagerer kamen trotz wütender Angriffe und Stürme keinen Schritt vorwärts.

Da faßte der entschlossene Sultan einen auf den ersten Blick ganz abenteuerlich scheinenden Plan. Er beschloß, seine Flotte, die durch die Sperrkette an der Einfahrt ins Goldene Horn verhindert war, vom Bosporus auf eingefetteten Walzen über den Höhenrücken von Pera ins Goldene Horn hinüberzuschaffen. Mit erstaunlicher Energie und Schnelligkeit wurde der kühne Plan ausgeführt. Sechzehn Tage nach Ankunft des Sultans rollten in der Nacht 72 türkische Galeeren in den inneren Hafen des Goldenen Horns hinein.

Ein furchtbarer Schrecken ergriff die Einwohner Konstantinopels, als sie am Morgen die Masten der türkischen Flotte vor ihren bisher für unangreifbar gehaltenen Nordmauern aufragen sahen.

Jetzt ließ Muhammed von ungeheuern Truppenmassen Sturmangriffe auf die Mauern ausführen. Dort von Maltepe aus, gerade dem Standorte des Kaisers gegenüber, donnerten die Geschütze Tag und Nacht. Aber immer noch wußte die tapfere, um ein letztes Kleinod der Christenheit fechtende Besatzung die Feinde trotz ihrer erdrückenden Überzahl jedesmal mit schweren Verlusten zurückzuwerfen. Auch droben im Norden, am Hebdomon und an den Kaiserpalästen des Blachernenquartiers, wo von den Türken ein furchtbarer Minenkrieg geführt wurde, wußte der deutsche Johannes Grant alle Anschläge der Feinde mit Hilfe des griechischen Feuers zu vereiteln.

Zwar hatte das unaufhörliche türkische Geschützfeuer an mehreren Stellen der Mauern bedenkliche Zerstörungen angerichtet, so daß der schließliche Ausgang des ungleichen Kampfes kaum mehr zweifelhaft sein konnte. Aber dennoch erlitten die Türken unausgesetzt die größten Verluste an Mannschaft. Daher machte Muhammed einen letzten Versuch, den heldenmütigen Konstantin, der Tag und Nacht gegenüber dem Hauptquartier des Feindes aushielt, zu freiwilliger Übergabe zu bewegen. Aber der Kaiser, welcher beschlossen hatte, mit der Stadt unterzugehen, wies dies Ansinnen in echter Heldengröße ruhig und bestimmt ab.

So beschloß denn der Sultan, zum allgemeinen Sturmangriff gegen die schon so bedenklich geschwächten Mauern überzugehen. Den Truppen wurde eine dreitägige Plünderung mit all ihren Greueln freigegeben, um durch die Begehrlichkeit nach den reichen Schätzen der Kaiserstadt ihren Mut zu entflammen.

Hier an diesem Tore, das jetzt so still auf die alten Friedhofcypressen hinausschaut, und das damals vom heißesten Schlachtgetümmel umtobt war und vom Todesschrei unzähliger Kämpfer widerhallte, versammelte

Friedhof bei Top Kápu.

der Kaiser alle Befehlshaber und ermahnte sie in ergreifender Rede, treu bis in den Tod zu fechten gegen den Feind der Christenheit. Dann ging er noch einmal in seinen Palast, bat jeden um Verzeihung, dem er Unrecht getan haben mochte, und nahm dann drinnen in der Aja Sophia, wo der letzte christliche Gottesdienst gehalten wurde, das heilige Abendmahl — „die Sterbesakramente des alten Reiches der Konstantiner". Dann ging er auf seinen Posten, um als ein Held zu sterben.

Am 29. Mai nachts um zwei Uhr rückte der Feind von allen Seiten vor. Eine Bangigkeit ohne gleichen lagerte über der nachtumfangenen Stadt. Die Sturmglocke erklang von allen Türmen. Während draußen

auf den Wällen die Männer den Todeskampf kämpften, waren alle Kirchen von verzweifelnden Frauen und Kindern angefüllt, die Gott um Hilfe anriefen.

Unter dumpfen Trommelwirbeln und schmetternden Paukentönen richteten sich die wildesten Angriffe gegen das Tor des heiligen Romanus. Der Kaiser führte dort persönlich den Befehl. 70 000 Türken standen im Gefecht. Und doch gelang es der kleinen Heldenschar, den Feind dreimal mit ungeheuern Verlusten zurückzuschlagen.

Top Kápu, das ehemalige Tor des heiligen Romanos.

Da wurde Giustiniani, die Seele der Verteidigung, durch einen Pfeilschuß schwer verwundet. In der dadurch entstandenen Verwirrung gelang es einer Abteilung der Janitscharen, die Mauern zu ersteigen. Und nicht genug damit, gleichzeitig entdeckte eine türkische Kompanie am Blachernenquartier eine kleine, tags zuvor geöffnete und aus Versehen nicht wieder verschlossene Pforte, die Kerkoporta. Da stürmten sie mit wilden Jubelrufen hinein, drangen eilig an der Innenseite nach Süden zum Tore des Romanus vor und fielen dem Kaiser in den Rücken.

Jetzt war alles verloren. Während die türkischen Geschütze eine furchtbare Bresche in die Mauer rissen, die wir von unserem Standorte

aus ganz nahe vor uns sehen, entspann sich hier am Tore selbst ein furchtbares Kämpfen und Morden.

Mitten unter den Kämpfern stand der Kaiser. Das Schwert in der Hand focht er mit den letzten dem Tode Geweihten, bis auch er, zum Tode getroffen, fiel. So schloß er, erst 49 Jahre alt, die Reihe der byzantinischen Kaiser, die so viel gesündigt hatten, durch einen glorreichen Heldentod ab.

Nun war kein Halten mehr. Mit grausigem Triumphgeschrei stürmten die osmanischen Eroberer in die im ersten Morgengrauen vor ihnen liegende Stadt hinein und begannen die Plünderung.

Bewegt schauen wir von unserem Romanustor hinunter auf die Friedhöfe, von wo damals die Feinde hereinstürmten, und in die benachbarten Gassen der Stadt, durch welche sich der wilde Strom der Eroberer

Stadtmauern am Lykostale.

ergoß. „Top Käpu" haben die Türken das Tor genannt, in dessen Nähe ein vielbesuchtes türkisches Kaffeehaus steht. Zwei Kanonenkugeln sind über dem Torbogen eingemauert. Sie sollen das Andenken an den großen Türkensieg für die Nachwelt festhalten und haben dem Tore seinen Namen „Kanonentor" gegeben.

* * *

Zwischen einsamen, schweigenden Mauern und düsteren Cypressen gehen wir weiter nach Norden, und verfolgen die Spuren jener letzten schrecklichen Kämpfe.

Jetzt durchschreiten wir die Taleinsenkung, durch welche der Lykos in die Stadt eintritt. Hier war der schwächste Punkt der ganzen Verteidigungslinie. Noch heute sieht man, wie furchtbar der Kampf hier getobt haben muß. Bresche an Bresche klafft in den Mauern — das Werk der Kanonen Muhammeds von Maltepe aus.

Vom Lykostale gehen wir weiter bis zu dem fast ganz zerstörten Tor von Adrianopel und gelangen dann zum Tekfur Serai, dem fälschlich so genannten Palaste des Belisar. Tekfur Serai heißt Prinzenpalast und war einst ein Teil des Kaiserpalastes der Blachernen, in dem die byzantinischen Kaiser in den letzten Jahrhunderten wohnten, und dessen Pracht und Herrlichkeit die Kreuzfahrer in begeisterten Worten schildern. Das mehrstöckige Gebäude mit seinen öden Fensterhöhlen ist nur noch ein trauriger Rest der großen Vergangenheit.

Von Tekfur Serai wendet sich die Mauer in scharfem Winkel zum Egri Kápu, dem ehemaligen Tore des Charsias. Hier spielten die unheimlichen Künste des Artillerie-Ingenieurs Grant, der mit seinem griechischen Feuer Tod und Verderben in die anstürmenden Scharen der Osmanen entsandte, und damit das hinter ihm liegende Blachernenquartier mit seinen Kirchen und Palästen bis zum letzten Tage beschützte.

Von hier senkt sich die Mauer über den steilen Hang vollends hinunter zum Goldenen Horn. Hier stehen die schönsten und gewaltigsten Türme und schließen hoch über dem blauen Wasserspiegel die Reihe dieser einzigartigen Festungswerke in stolzer Größe ab. Was für Riesen sind doch dieser Turm des Isaak Angelos, in dessen tiefem Verließ einst mancher Gefangene geblendet Jahr um Jahr schmachtete, dieser Turm des Anemas und diese fünf Türme des Pentapyrgions, die bis an die Fluten des Goldenen Horns herausgebaut sind!

Das letzte Tor, vor dem wir Halt machen, ist das Aiwan Serai Kápu. Hierher schritt an jenem verhängnisvollen Morgen, an dem Konstantinopel fiel, der siegreiche Sultan Muhammed II. Der Kampf hatte auf der ganzen Linie aufgehört. Seine wilden Scharen stürmten wie hungrige Wölfe in die unglückliche Stadt hinein. Er aber kam von dieser Seite, um zuvörderst dem verödeten Kaiserpalast der Blachernen, von dessen märchenhafter Pracht man in der ganzen Welt redete, einen Besuch abzustatten. Der Sultan war ergriffen, als er durch diese erlauchten Gemächer schritt. Eine Stimmung kam über ihn, die seiner Tigernatur sonst fremd war. Ähnlich wie Scipio Afrikanus im Anblicke des brennenden Karthagos an jenen Vers Homers von der heiligen Ilios erinnerte, so zitierte Muhammed angesichts des Untergangs tausendjähriger Größe das Wort des persischen Dichters:

Die Spinne verrichtet Türsteherdienst in des Kaisers Hallen,
Die Eule stimmt das Feldgeschrei an in Afrasiabs Palästen!

Dann ging er zum rauschenden Siegesmahl, wo er Trunk und Wein und Siegeslust mit schauerlichen Blutbefehlen würzte.

Das war das Ende der mehr als tausendjährigen Geschichte, die einst Konstantin der Große hier im herrlichen Byzanz begonnen hatte. Keine christliche Macht hatte sich gefunden, die jetzt, wo es nötiger war als zur Zeit der unnötigen Kreuzzüge, dem gefährdetsten Bollwerke christlichen Glaubens und christlicher Gesittung im äußersten Osten rechtzeitig zu Hilfe geeilt wäre, um den sterbenden Bruder zu retten.

Mauertürme am ehemaligen Blachernenquartier.
Das viereckige Gebäude rechts oben ist das Tekfur Serai.

In dumpfem Schrecken hörte die zu spät kommende christliche Hilfsflotte die Trauerbotschaft vom Fall Konstantinopels. In dumpfem Schrecken vernahm sie das ganze Abendland. Manches Gewissen wurde unruhig an den glücklichen Sitzen abendländischer Macht und Herrlichkeit. Und wenn dies tatenlose Europa in den nächsten Jahrhunderten unter den beständigen Angriffen einer glänzenden Reihe genialer Sultane von seltener staatsmännischer Klugheit und mitreißendem kriegerischem Mute zahllose Söhne in den Türkenkriegen opfern mußte, wenn die Türkenglocke noch

im 17. Jahrhundert allabendlich durchs deutsche Reich hin ertönte, wenn selbst in der abendländischen Kaiserstadt der Schreckensruf erschallen konnte: „Die Türken vor Wien!", ja wenn sich noch heute der Osten Europas nicht von den inneren und äußeren Verwüstungen der Türkenherrschaft erholen kann, so ist das nichts anderes als die Sünde der Väter, die an den Kindern heimgesucht wird bis ins dritte und vierte Glied.

* * *

Noch einen kleinen Umweg machen wir, ehe wir nach Hause gehen, um einen Platz zu suchen, den nur wenige Besucher Konstantinopels aufsuchen, den aber nicht zu übergehen uns heute wie eine Pflicht der Pietät erscheint: das Grab des tapferen letzten Kaisers von Byzanz.

Eine Droschke bringt uns von den stolzen Türmen des Isaak Angelos und Anemas am Goldenen Horn entlang rasch nach der „Alten Brücke". Hier steigen wir aus und gehen durch die Straße Un Kapan in der Richtung des Aquäduktes des Valens gegen Süden. In der Nähe des Wesâplatzes lassen wir uns durch ein enges Gäßchen in einen durch einen Holzverschlag abgeschlossenen Hof eines Hinterhauses führen.

Der Hof, von elenden Bretterbuden umgeben, mit Schmutz und Kehricht bedeckt, bietet zwar keinen würdigen Anblick. Aber hier ist nach alter Überlieferung Kaiser Konstantin XI. Paläologus begraben worden. An der anderen Seite des Hofes ist das Grab des Janitscharen Solafer, der dem Sultan das abgeschlagene Haupt Konstantins gebracht hat.

Das Grab des Türken ist durch ein eisernes, nach oben käfigartig geschlossenes Gitter geschützt, und allabendlich brennt darüber im Andenken an seine Tat ein Licht.

Anders das Grab des unglücklichen Kaisers. An der gegenüberliegenden Ecke des Hofes liegt es. Unter den zahllosen Toten am Tore des Romanus hatte man seine Leiche nur an den Schuhen erkannt, auf die der kaiserliche Adler gestickt war. Als Solafer den Kopf Konstantins daherbrachte, ließ ihn Muhammed an einem Spieße auf der Säule Justinians vor der Aja Sophia aufstecken. Dem Leichnam aber ließ er hier ein ehrenvolles Begräbnis zuteil werden. Lange Zeit zündeten auch hier die griechischen Christen Konstantinopels jeden Abend in treuem Andenken an ihren letzten Kaiser eine Lampe an. Aber dieser Kultus der Erinnerung an die ehemaligen Herren der Stadt war den späteren Türken nicht erwünscht. Das Grab wurde daher zerstört, und auch die kleine Lampe, die in ihrer bescheidenen Sprache von niemals erlöschender Dank-

barkeit reden sollte, durfte nicht mehr angezündet werden. Wie weit die Mitteilung unseres Führers begründet ist, daß der Sarg heimlich nach Rußland hinübergerettet sei, wo man sich als Erben der alten byzantinischen Kaiser fühlt, vermögen wir nicht zu beurteilen.

Ein etwas tröstlicher Gedanke wäre es ja. Denn das Grab befindet sich in einem über alle Beschreibung unwürdigen Zustande. Eine kleine Vertiefung in dem grauen Schutt bezeichnet seine Stelle. Die Senkgrube eines dicht daranstoßenden Abortes vollendet den Hohn der unedlen Sieger über dem Grabe des letzten Kaisers und über der gefallenen Größe des alten Byzanz.

* * *

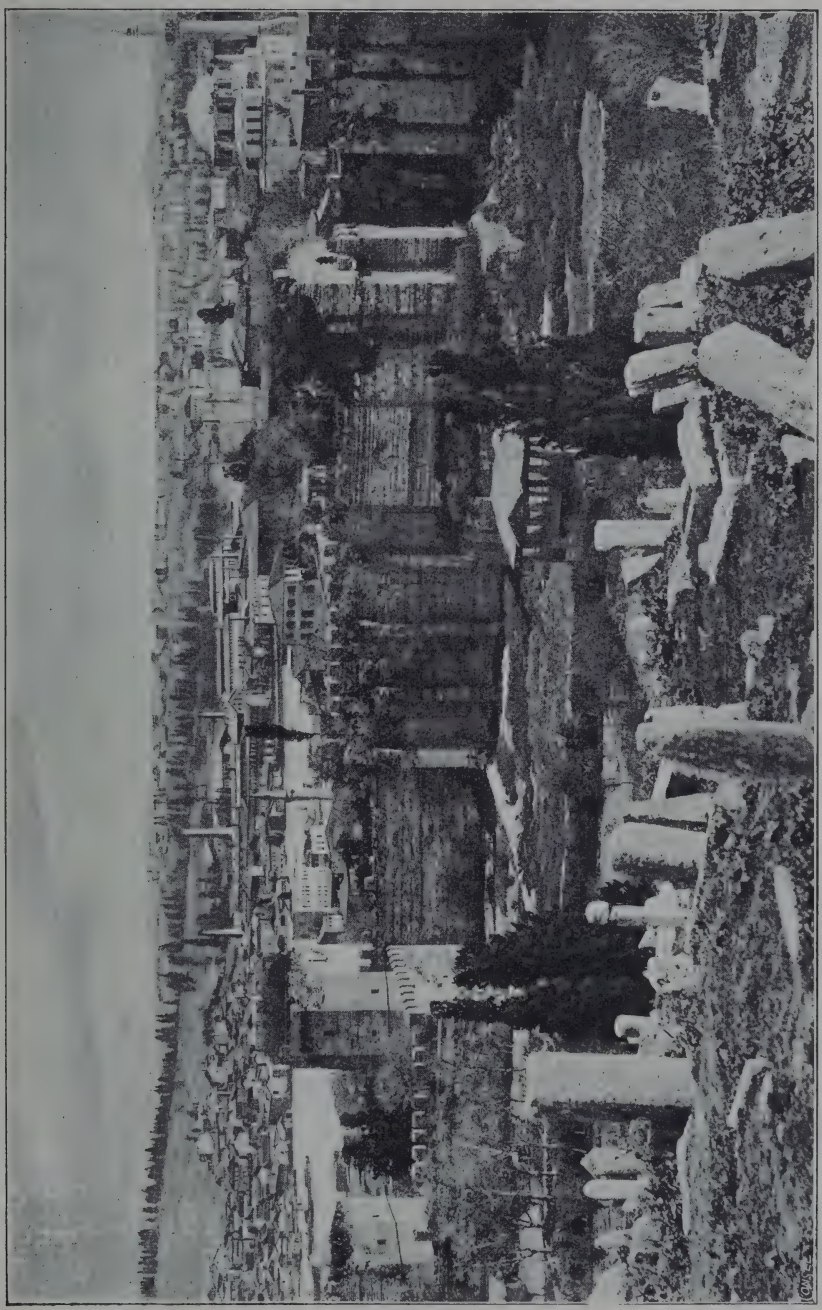
Auf dem Rückwege treten wir mit unserem Führer in das kleine Häuschen einer christlichen, griechischen Familie. Aufs freundlichste werden wir eingeladen, Platz zu nehmen und ein Täßchen Kaffee zu trinken.

Dann werden wir auf unseren Wunsch in den bescheidenen Räumen des Hauses herumgeführt. Auch hier findet sich wie dort in Gemlek in einer Ecke jenes kleine Zimmerchen, in dem kaum zwei bis drei Personen stehen können, das das Heiligtum des Hauses bildet. Auf dem altarartigen Tischchen stehen Heiligenbilder, darüber brennt die ewige Lampe. Natürlich fehlt unter den Bildern nicht die Panagia, die Mutter des Heilandes. Merkwürdig ist aber das Hauptbild, das in der Mitte steht, und dessen Bedeutung uns ein Rätsel ist. Man sieht darauf einen Priester, eine Frau und eine Menge von Fischen.

Gerne erklärt es uns die Wirtin, indem sie uns sehr lebhaft die in Konstantinopel und ganz Anatolien bekannte Sage von den gebratenen Fischen erzählt, etwas anders, sagt unser Führer, als man sie sonst hört.

Als Konstantinopel, so sagt sie, von den Türken erobert und Kaiser Konstantin, dessen Seele Gott gnädig sein möge, am Tore des heiligen Romanos gefallen war, da ging ein Schrei des Jammers und Schreckens durch die ganze Stadt. Alles flüchtete entsetzt in Häuser und Schlupfwinkel, denn schon stürmten die Janitscharen mit bluttriefenden Schwertern durch die Straßen.

Da war ein Mütterchen, das in seinem Hause gerade Fische gebraten hatte, nicht ahnend, daß das Verderben so nahe wäre. Als nun die gellenden Jammerrufe von den Mauern her durch die Straßen ertönten, trat sie in die Tür hinaus, um zu erfahren, warum die Leute so schrien. Da sah sie Menschen mit entsetzten Gesichtern, die ihr schon von weitem



Abschluß der Westmauern am Goldenen Horn, mit den Türmen des Isaak Angelos und Anemas.

zuriefen: „Der Kaiser ist tot, die Türken sind in der Stadt!“ Da ging sie wieder hinein ins Haus und setzte sich auf die Erde und fing an herzbrechend zu weinen und zu wehklagen.

Unterdes geht plötzlich die Tür auf, und ein griechischer Priester tritt herein, um sich vor den nahenden Türken zu verstecken. Er sieht die Frau an der Erde sitzen und hört ihren verzweifelten Jammer.

„Warum weinst du?“ fragt er.

«O weh, o weh!» erwidert sie, «alles, alles ist nun verloren! Nicht nur wir, auch der christliche Glaube, die ganze christliche Kirche ist nun für immer, immer für unsere Stadt verloren!»

„Wie kannst du glauben, daß Gott das zulassen könnte!“ antwortet der Priester ernst. „Wahrlich, so gewiß diese deine gebratenen Fische wieder lebendig werden, so gewiß wird Konstantinopel einmal wieder christlich werden!“

Und siehe da, kaum hatte er ausgeredet, da fingen alle Fische wieder an zu zappeln, die Kiemen bewegten sich wieder, und lebendig sprangen sie in den danebenstehenden Wasserbrunnen.

Dies Wunder, die munter ins Wasser springenden gebratenen Fische, das sprachlose Erstaunen der Frau, der Priester mit der weissagend ausgestreckten Hand, war auf dem Bilde anschaulich dargestellt.

Wir lächeln wohl beim Anhören dieser Legende. Aber ist sie nicht ein rührender Ausdruck der allen eingeborenen Christen Konstantinopels und Anatoliens gemeinsamen glühenden Hoffnung, daß der große Tag noch kommen werde, an dem wieder das Kreuz von der Kuppel der Aja Sophia auf ein christliches Konstantinopel herniederschauen wird?

Darum erfreut sich auch diese Sage, selbst wo man sie nicht für buchstäblich wahr hält, bei allen hiesigen Christen der größten Popularität. Jedes Jahr wird in der Osterwoche überall ein Volksfest gefeiert, bei dem Tausende zusammenströmen, das der Erinnerung an das Wunder mit den gebratenen Fischen gewidmet ist.

* * *

Der heutige Tag soll wieder ganz den Sehenswürdigkeiten des alten Stambûl gelten.

In Pera gehen wir durch die schmutzigen Gassen, da und dort über herumlungernde Straßenhunde wegsteigend. Die Menschheit, die uns in den mannigfaltigsten Trachten begegnet, ist wie ein Auszug aller Nationen des Morgen- und Abendlandes: geschäftige Griechen, behäbige Türken, elende Bettlergestalten, dazwischen glänzende Equipagen, aber auch Lastwagen, vor denen Büffel mit gewaltigen Hörnern langsam dahinschreiten.

Fast belustigend ist ein Aufgebot von Türken, das in den dem Wagenverkehr schwer zugänglichen Gassen ein mächtiges volles Faß mittels Stangen auf ihren Schultern tragen.

Das belebteste Volksbild bietet sich uns wie immer auf der „Neuen Brücke", auf der der Hauptverkehr über die Meeresstraße von Stambûl und Pera hinüber- und herüberflutet. Etwa anderthalb Meter tiefer als der Boden dieser eisernen Schiffsbrücke befinden sich auf der dem Bosporus zugekehrten Seite noch ausgedehnte Teile der alten Brücke, auf denen sich ein eigenartiges Stück konstantinopolitanischen Lebens eingenistet hat: eine ganze Straße aus Holzbaracken und kleinen Kaufbuden mit Früchten, Süßigkeiten, Cafés, Billetausgaben der hier abgehenden Lokaldampfer u. dgl.

Lastträger transportieren ein Faß.

Jenseits der Brücke steht, das ganze Ufer beherrschend, der imposante Bau der Sultan Wâlide-Moschee. Zwei zierlich kannelierte Minarete überragen mit ihren je drei Altanen und dem Filigran ihrer kunstvollen Steinmetzarbeiten den mächtigen Kuppelbau der Moschee.

Durch ein Gewirr von Läden kleiner Kaufleute, Handwerker und Kaffeewirte biegen wir in eine der nach Süden führenden Gassen ein und gehen zu der berühmten Hohen Pforte, Pascha Kápusi. Es ist ein langer, mit einer Säulenfassade versehener Bau, in dem die Minister, insbesondere der Großwesier, ihre Amtsräume haben. Das Gebäude, nach dem die türkische Regierung in der ganzen Welt den Namen „Hohe Pforte" erhalten hat, macht einen recht unbedeutenden Eindruck.

Wir halten uns in dem Regierungsgebäude, das übrigens jedermann ohne weiteres zugänglich ist, nur kurze Zeit auf, denn es zieht uns heute zu dem ehrwürdigsten Bau, den Konstantinopel aufzuweisen hat, zur alten

Aja Sophia. Schon der bloße Name dieser Kirche wirkt mit zündender Kraft auf unsere Seele. Ist es doch die einst gefeiertste Stätte christlichen Gottesdienstes am Goldenen Horn, die einst die glänzendsten Versammlungen christlicher Kaiser, Machthaber, Patriarchen gesehen hat und nun, nachdem die Kreuze heruntergeschlagen sind, längst zur Hauptmoschee der türkischen Weltstadt geworden ist!

* * *

Sultan Wâlide-Moschee.

Im Jahre 532 war bei dem furchtbaren Nika-Aufstande die alte, schon von Konstantin ein Jahr nach dem nicänischen Konzil erbaute Aja Sophia, d. h. Kirche der göttlichen Weisheit, ein Raub der Flammen geworden.

Da faßte Kaiser Justinian den Gedanken, hier auf dieser denkwürdigen Stätte, in der nächsten Nachbarschaft seines Palastes, auf einem der schönsten Plätze der Welt, im Angesichte von Europa und Asien, eine Kirche zu bauen, die zwar den alten Namen tragen, aber an Glanz und Herrlichkeit alles in Schatten stellen sollte, was die Erde bisher an Bau-

werken gesehen hatte. Er hatte auch das Glück, einen der genialsten Baumeister aller Zeiten zu finden, der den kühnen Plan in wenigen Tagen hinwarf und schon sechs Wochen nach dem Brande der alten Kirche den Grundstein legte.

Aus aller Welt wurden nun die kostbarsten Steine herbeigeholt. Nicht erst die Türken, wie man oft meint, haben jenes traurige Plünderungssystem erfunden, durch welches die herrlichsten Tempel der alten Welt ihrer kostbaren Steine und Säulen beraubt wurden, sondern in diesem Vandalentum sind schon die Byzantiner ihre Lehrmeister gewesen. Von allen Seiten kamen die Lastschiffe zum Marmarameer gefahren. Sie trugen die prächtigsten Stücke des Dianatempels in Ephesus, eines der sieben Wunderwerke der alten Welt, der Tempel von Athen, Delos, Cyzikus, ja selbst von den Ufern des Nil und aus Baalbek in Cölesyrien herbei. Mit größtem Eifer wurde gebaut, und in wenigen Jahren stieg die stolzeste Kuppelhalle der ganzen Welt zum blauen Himmel empor. Am Weihnachtsfeste, am 26. Dezember des Jahres 537, wurde die neue Aja Sophia mit großer Prachtentfaltung eingeweiht. Staunend sah das Volk von Konstantinopel die fast märchenhafte Herrlichkeit des Gotteshauses. Namentlich der Hauptaltar muß ein Wunderwerk von noch nie dagewesener Pracht und Kostbarkeit gewesen sein. Er funkelte von oben bis unten von Gold, Perlen und Diamanten.

In diese weltberühmte Schöpfung des Meisters Anthemios von Tralles treten wir ein. Wir durchschreiten den Vorhof, halten uns nur kurz in der doppelten Vorhalle, dem prächtigen äußeren und inneren Narthex auf, und betreten nun das Hauptschiff.

Erstaunt eilt das Auge an diesen kühnen Bogenlinien und Galerien hinauf bis zu der majestätischen Kuppel, die, 65 Meter hoch, aus 40 gewölbten Fenstern das Tageslicht in vollen Fluten hereinströmen läßt.

Man vergleicht als Abendländer unwillkürlich mit unseren Kirchen, diesen meist langgestreckten, schmalbrüstigen Kirchenschiffen, in denen so viele Winkel sind, die den Blick auf das Ganze, auf den Mittelpunkt, auf Altar und Kanzel, unmöglich machen. Wie ganz anders ist es hier! Hier ist ein einheitlicher großer Gedanke, den das Auge mit einem einzigen Blick erfaßt. Es ist ein Symbol des ganzen Weltalls, das zusammengefaßt werden soll im Lobpreise des allmächtigen Schöpfers. Von den untersten Säulenreihen bis hinauf zum Mittelpunkte der Kuppel scheint sich alles emporzurecken zur Anbetung Gottes, zu einem Hallelujah, das von allen Seiten hinaufeilt zu der lichten, den Himmelsdom abbildenden Wölbung.

* * *

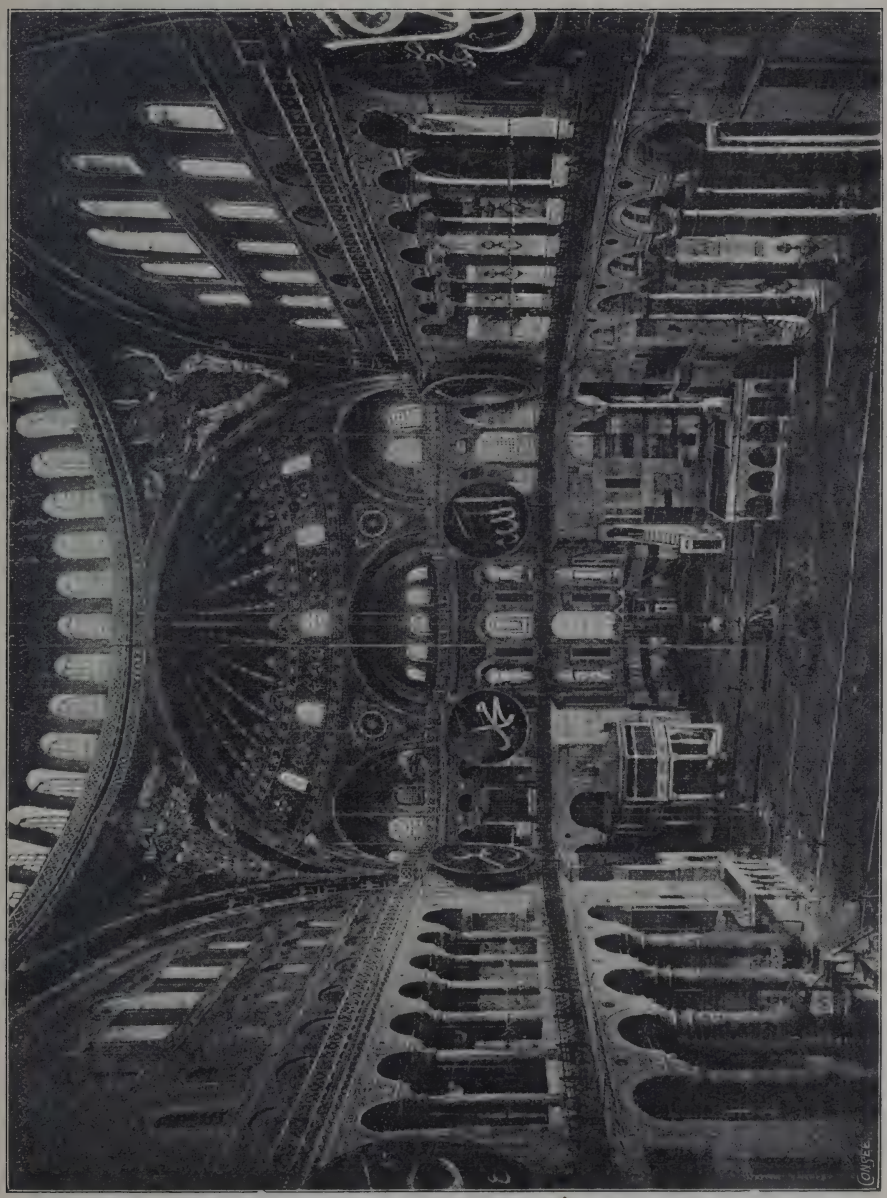
Freilich ist der Wunderbau im Innern durch seine jetzigen muhammedanischen Herren arg verunstaltet. Von der ehemaligen Pracht des Hauptaltars ist nichts mehr zu sehen.

Gerade an diesem Altarraum haften traurige Erinnerungen. Dort fand jene letzte Abendmahlsfeier statt, als am späten Abend des 29. Mai ein sterbendes Volk mit seinem Kaiser unter jene Chorwölbung trat, um Abschied zu nehmen. Schreckliche Szenen haben sich am folgenden Tage in diesen heiteren, himmelanstrebenden Hallen abgespielt.

In der frühen Morgendämmerung, als draußen am Tore des heiligen Romanos die Sturmkolonnen der Janitscharen unter heftigstem Kanonendonner Angriff auf Angriff gegen die alten Mauern richteten, und als endlich die Schreckensnachricht die Stadt durcheilte, daß die Mauern genommen und der Kaiser tot sei, da flüchteten zwischen sechs und sieben Uhr die unglücklichen Einwohner, Greise, Frauen, Männer, Kinder wie Schafe einer gescheuchten Herde, Schreckliches ahnend, zu Tausenden in die Aja Sophia. Hier, an heiliger Stätte, glaubten sie noch Schutz zu finden und klammerten sich in ihrer Todesangst an alte Weissagungen, die den Christen im letzten Augenblicke noch durch ein Wunder Gottes den Sieg verhießen.

Aber es kam anders. Die Sieger, denen ja eine dreitägige Plünderung zugesagt war, erschienen nur zu bald. Donnernde Schläge, die mit Äxten und Hämmern gegen die verschlossenen Kirchentüren geführt wurden, waren das erste dröhnende Signal von ihrer Ankunft. Bald brachen die alten Türen zusammen, und herein brachen wie losgelassene Höllenhunde die wilden Scharen des Islam. Entsetzliche Greuel haben damals diese im tiefen Mosaikglanze kunstfroher Zeiten noch heute schimmernden Hallen gesehen. Mit dem Gebrüll der siegreichen Osmanen mischte sich das gräßliche Geschrei und Stöhnen der Sterbenden. Ein Strom von Blut floß durch die Kirche und färbte die polierten Marmorplatten rot. Dreitausend Tote lagen nachher in der Kirche. Knaben und Jungfrauen wurden massenhaft geschändet, die Überlebenden als lebendige Beute einem nicht minder schrecklichen Lose zugeführt. Altäre und Bilder wurden zerschlagen, die Kostbarkeiten geraubt, die Pferde hereingeführt und in der alten Aja Sophia gefüttert.

Mittags um zwölf Uhr zog der siegreiche Muhammed II., dem sich endlich der Traum seines Lebens erfüllt hatte, hoch zu Roß, umgeben von seinen Ministern und Generalen, stolze Freude auf dem Angesichte,



Aja Sophia.

durch das Tor von Adrianopel in die Stadt ein, in welcher nach mehr als tausendjähriger Herrschaft das Kreuz vor dem Halbmonde in den Staub gesunken war.

Der Sultan ritt geraden Weges zur Aja Sophia. Einen stolzeren Hintergrund für seine Siegesfeier hätte er in der ganzen Welt nicht finden können. Donnernde Heilrufe seiner Janitscharen begrüßten ihn, als er durch das Portal einzog. Auf dem blutbedeckten Boden durchschritt er die weiten Hallen des Mittelschiffs und stieg auf die Kanzel. Ein Mollah mußte mit ihm heraufkommen. Dieser ließ von der Kanzel, von der seit neunhundert Jahren das Wort vom Kreuz gepredigt worden war, zum ersten Male den Kriegs- und Siegesruf des Islam durch die prächtige Kirche ertönen: „La ilâha ill allah U'Mhammad rasûl allah!" Mit brausendem Jubel stimmte das Heer ein.

Dann sprang der Sultan persönlich auf den Altar und weihte die Kirche durch Verrichtung des Gebets der ersten Koransûre zur Hauptmoschee des türkischen Reiches.

Von diesem Tage an verstummten am Goldenen Horn alle christlichen Glocken. Die schönsten Kirchen wurden gleich der Aja Sophia in Moscheen verwandelt. Die überlebenden Christen aber traf das harte Los eines besiegten, unterdrückten und rechtlos gemachten Volkes.

* * *

In hohen, melodischen Tönen läßt der Muêsin vom Altan des Minarets das Lob Allahs über die Stadt und das Goldene Horn ertönen, während wir uns anschicken, die Aja Sophia zu betreten. Das sagt uns, daß soeben die Gebetszeit beginnt. Wir dürfen, um die Beter nicht zu stören, das Hauptschiff zunächst noch nicht betreten. Wir steigen daher auf breiten Treppengängen zur Galerie hinauf.

Hier droben, wo einst in christlichen Zeiten hauptsächlich die Frauen zu sitzen pflegten, funkeln noch von allen Seiten edelsteinartige Reste des alten Mosaikenschmuckes hernieder, der einst diese Fürstin unter den Kirchen in ein feenhaftes Zaubergewand gekleidet hat. Von hier übersehen wir am besten die Veränderungen, die die Türken für nötig befunden haben, um das Gotteshaus seines christlichen Charakters zu entkleiden. Geradezu wehetuend für das Auge ist die Störung der gesamten Linienführung, die dadurch entstanden ist, daß man die in zahllosen Reihen gelegten Gebetsteppiche nicht nach dem architektonischen Mittelpunkte, dem Altarraume, orientiert hat, sondern nach dem Michrâb, der die Richtung von Mekka

angibt. In dem ungeheuern Raum des Mittelschiffes, in dem weder Bänke noch Stühle stehen, schneiden daher die Linien der Teppiche die Wände der Kirche durchweg in stumpfen oder spitzen Winkeln, wodurch eine schreiende Disharmonie entsteht.

Der Michrâb selbst, der so im Widerspruche mit der ganzen architektonischen Anlage die ganze Moschee beherrschen soll, ist rechts und links von zwei riesigen Kerzen flankiert, die von weitem wie mächtige Marmorsäulen aussehen, aber nur während des festlichen Ramadân-Monats angezündet werden.

Die Mosaiken der Aja Sophia, die einst, der Ruhm und Stolz Konstantinopels, von allen Seiten auf die Kirchgänger herniederfunkelten, sind überall, wo die im islamitischen Kultus verbotenen Menschenfiguren zu sehen waren, erbarmungslos übertüncht worden. Unter dem Kalküberzuge führen sie an vielen Stellen ihr stilles, aller Welt verborgenes Dasein fort — auf bessere Zeiten.

In der Höhe der Galerien sind an den Wänden riesige Schilder angebracht, auf denen statt der christlichen Bilder auf grünem Grunde in arabischer Schrift die Namen Allahs oder muhammedanischer Größen stehen. Die Riesengröße dieser kalligraphisch ausgeführten Namen ergibt sich daraus, daß einzelne Buchstaben fast zehn Meter messen, die Höhe von zwei Stockwerken eines stattlichen Wohnhauses. Rechts vom Altar steht der Name Allah, links Muhammed, dann Ali, Osmân u. a. In den vier Zwickeln der Hauptkuppel sieht man in scheußlicher Übermalung etwas wie fliegende Ungetüme. Es sind Reste der Cherubimgestalten, die einst in byzantinischer Zeit von dort herabschauten, die aber dem muhammedanischen Bilderverbote zum Opfer fallen mußten. In San Marco in Venedig, wo so viele Züge byzantinischer Kunst unverfälscht auf uns gekommen sind, kann man heute noch sehen, wie diese Engelsgestalten ursprünglich ausgesehen haben.

Auf unserem Bilde (S. 47), das den Blick von der mittleren Galerie aus darstellt, kann sich der Leser am besten orientieren. Hier sind die verstümmelten Engelsfiguren, die Schilder mit den arabischen Namen, die prachtvollen Säulen deutlich zu sehen. Rechts vom Altarraum ist die Kanzel, der sogenannte Mimbar mit der Treppe und der kirchturmartigen Spitze; weiter rechts die auf Arkaden ruhende Tribüne der Muêsins, die Mâstaba; links, von Säulen getragen und durch vergoldete Gitter abgeschlossen, die Loge des Sultans.

* * *

Da wir gerade zur Gebetszeit gekommen sind, können wir die Muhammedaner, die sich da drunten versammelt haben, von unserer Galerie aus in ihren gottesdienstlichen Verrichtungen bequem beobachten. Vielleicht interessiert es auch die Leser, einen Augenblick zuzusehen, was hier an die Stelle des einstigen christlichen Gottesdienstes getreten ist.

Drunten im mächtigen Schiff der Kirche stehen sechs lange Reihen schwarzgekleideter Türken, das Haupt teils mit dem Turban, teils mit dem roten Fes bedeckt. Sie knien gerade auf den Teppichen und machen die vorgeschriebenen Verbeugungen. Die ganze Gemeinde besteht nur aus Männern, denn die Religion ist nach muhammedanischen Begriffen Männersache. Frauen sieht man nur höchst selten in der Moschee. Das Hauptschiff ist ihnen nicht zugänglich. Sie sind auch zum Beten nicht verpflichtet, dürfen es aber in einem Winkel tun, falls sie doch darnach Verlangen haben. Nur ganz vereinzelt sehen wir nachher eine verschleierte Frau im violetten Mantel nahe dem Ausgang durchs Seitenschiff huschen.

Auf dem breiten, tribünenartigen Aufbau, den unser Bild rechts vom Altarraume zeigt, stehen etwa zwölf Muêsins, deren einer in einem wundervollen hohen Tenor psalmodiert. Melodisch schwebt die Stimme durch die Kirche und verhallt am Schlusse echoartig in den ungeheuern Räumen.

Jetzt tritt der Vorbeter vor den Michrâb, die Hauptnische, die die Richtung nach Mekka angibt. Sein Angesicht der fernen heiligen Stadt, der Sehnsucht jedes Muselmanns, zugewendet, ruft er mit lauter Stimme: „Allah!".

„Allah!" tönt das Echo wieder, während alle Türken von den Knien aufstehen und nun im Takte, wie auf Kommando, die vorgeschriebenen Beugungen ausführen. Jetzt beugen sie den Rumpf, jetzt knien sie, jetzt liegt alles Volk minutenlang mit dem Angesicht auf der Erde, schweigend vor Allah niedergestreckt. Jetzt stehen sie wieder auf. Aber ein neuer Ruf vom Michrâb streckt wieder alles nieder. Ein folgender Ruf hebt sie wie mit einem Schlage wieder auf, so daß sie nun in Reih und Glied stehen bis hin zum Altar. Während der ganzen Handlung verharren alle in tiefem Schweigen. Nur ab und zu ertönt ein neuer Ruf, worauf eine neue Beugung erfolgt. Und jedesmal antwortet auf den Ruf „Allah", der aus dem Munde des Vorbeters am Michrâb ertönt, der Muêsin auf der Tribüne mit hohen psalmodierenden Tönen.

Bei dem letzten „Allah!" drehen sie alle plötzlich wie auf Befehl ihre Köpfe zuerst rechts, dann links, worauf jeder ohne weitere Formalität seinen Platz verläßt, um nach Hause zu gehen. Nur einige wenige, die ihr Gebet noch nicht vollendet haben, setzen die Übungen auf eigene Faust noch eine Weile fort.

Aber die Muêsins auf der Tribüne setzen sich jetzt in einen Kreis, um ihren Gottesdienst singend fortzusetzen. Zuerst singt einer mit schöner, hoher Stimme ganz allein. Silberglockenhell schwebt sein Psalm durch die mächtigen Räume, nur zuweilen von einem kunstvollen Trillern unterbrochen. Dann antiphonieren die Übrigen im Chor. Wie der letzte Ton ihres unmelodischen Gesanges in den hohen Gewölben verschwebt ist, fängt einer an zu predigen. Ich kann ihn leider nicht verstehen, da er türkisch spricht. Es sind, sagt unser Führer, Erklärungen aus dem Koran, Vorschriften für die Muhammedaner besonders über ihre häuslichen Zeremonial-Verrichtungen.

Während des ganzen Gottesdienstes fliegen zahlreiche Tauben girrend durch den weiten Tempel und unter den Wölbungen der Galerien dahin. Auch Sperlinge sind häufig zu sehen. Sie tragen zwar nicht gerade zur Sauberkeit der Galerien bei, die sie als ihre besondere Domäne ansehen. Aber in ihrer Art und Sprache stimmen sie friedlicher als die Menschen, die sich da drunten so oft „zur Ehre Gottes" totgeschlagen haben, das Lob Gottes an in der Melodie des 104. Psalms: „Lobet den Herrn, alle seine Werke, an allen Orten seiner Herrschaft! Lobe den Herrn, meine Seele!"

* * *

Während wir einen Rundgang durch die breiten gewölbten Galerien machen, lesen wir an der Wand einen Namen, der einst zur Zeit der Kreuzzüge eine große Rolle gespielt hat. Mit ihm tritt uns plötzlich, während unsere Gedanken in ganz anderen Zeiten weilten, die große Völkerwanderung der Kreuzzüge vor Augen, die zum Schrecken der byzantinischen Kaiser so oft ihre zuchtlosen Scharen über Konstantinopel gewälzt haben.

Henricus Dandolo steht an der Wand. Für die alte Kaiserstadt ist Dandolo verhängnisvoll geworden, und sie für ihn. In seiner Jugend war er als Gesandter Venedigs hierhergekommen. Im Audienzsaale des Kaisers stehend wurde er durch auf ihn gerichtete Hohl- und Brennspiegel geblendet. Da trug er grimmen Haß in seiner Brust, lange, lange, bis die Stunde der Rache kam. Als die Christenheit zum vierten Kreuzzuge rüstete, wußte er es als Doge der stolzen Lagunenrepublik so einzurichten, daß die Kreuzfahrer nicht nach Jerusalem, sondern nach Byzanz fuhren. Der Kaiser wurde vertrieben, die Stadt erobert, das lateinische Kaisertum am Goldenen Horn eingerichtet. Nach ihrem Einzuge aber verübten die frommen Kreuzfahrer eine Plünderung der herrlichen Stadt, so wild und barbarisch, wie keine andere gewesen ist. Zahllose christliche Männer wurden von den venetianisch-französischen Gottesstreitern niedergemetzelt, in der

ganzen Stadt Frauen entehrt, Kinder in die Sklaverei geschleppt, die Priester verhöhnt und in den heiligen Hallen dieser Sophienkirche mit einer zuchtlosen Bande frecher Dirnen schmachvolle Orgien verübt. Nicht die Türken, sondern die lateinischen Christen haben die empörendsten Zerstörungen an den unvergleichlichen Kunstschätzen Konstantinopels und besonders der Aja Sophia ausgeführt. Jene Greuelszenen, die den unauslöschlichen Haß der Griechen gegen die Lateiner und ihren Papst begreiflich machen, stehen plötzlich vor uns, wie wir zwischen den Mosaiken der Empore auf einer Marmortafel den Namen Dandolo erblicken.

Immer neue Durchblicke auf das wundervolle Bauwerk entzücken unser Auge, während wir unseren Rundgang durch die Galerien machen, die einst in glücklicheren Zeiten so oft von einer andächtigen Gemeinde besetzt waren, während von der Kanzel das Evangelium von Christus gepredigt wurde. Oder ist es vielleicht so, daß gerade das der Fluch Konstantinopels war, daß diese Predigt in den Tagen äußeren Glanzes und Wohlstandes mehr und mehr verstummte? Ist vielleicht das der tiefere Grund des tragischen Geschickes Konstantinopels, daß man sich hier schon im siebenten und achten Jahrhundert nur noch um Bilder stritt und zankte, während die großen Glaubensfragen, die einst das vierte Jahrhundert erschüttert hatten, die ganze Menge der Gebildeten und Ungebildeten kalt und gleichgültig ließen? Ist vielleicht dies ganze furchtbare Gericht, das durch den Muhammedanismus an der geistlos gewordenen morgenländischen Kirche vollzogen wurde, nur das Gottesurteil über jene vollständige Veräußerlichung des Christentums, die alles nur noch in Prachtentfaltung, Mosaiken, Bildern, Bilderdienst und jahrhundertelanger Zänkerei über die Bilder gesucht hat, während die Predigt vom Kreuz, von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit in diesen Räumen ganz verschwunden war?

* * *

Ehe wir die Galerie verlassen, werden wir an eine vermauerte Tür geführt, an die sich eine bekannte Volkssage knüpft, die unter den Christen Konstantinopels geht.

An jenem schrecklichen Morgen nämlich, an dem die Scharen Muhammeds des Eroberers mit ihren Äxten donnernd an die Türen der Aja Sophia schlugen, stand gerade ein Priester am Altar, den Kelch des heiligen Abendmahls in der Hand. Als sich die Flügeltüren unter den Hieben der Feinde endlich öffneten, da nahm er den heiligen Kelch in

beide Hände und verschwand durch diese Tür. Kaum war er hindurchgegangen, so schloß sie sich für immer, und kein Mensch wußte mehr, wo sie gewesen war.

Die geheimnisvolle Tür wurde zwar bei späteren Reparaturarbeiten von Fossati wiedergefunden, und nachdem er die durch sie vor den Augen der Welt verborgene kleine Taufkapelle betreten, wieder zugemauert. Aber immer noch erzählen sich die Christen Konstantinopels die Sage vom verschwundenen Kelch. Wenn der große Tag kommt, wo die Christen wieder siegreich in Konstantinopel einziehen und das Kreuz nach langer Nacht über den bleichen Halbmond triumphieren wird, da, beim ersten christlichen Gottesdienste in der Aja Sophia, wird sich diese Pforte wieder öffnen. Der Priester des Herrn wird hervorkommen, denselben goldenen Kelch, den er an jenem unseligen Morgen vor den Händen der Ungläubigen rettete, wieder auf den Altar der Aja Sophia niedersetzen und die unterbrochene Abendmahlsfeier unter dem Frohlocken des christlichen Volkes zu Ende führen. Da wird diese so lange entweihte Kirche ein Siegesfest sehen, wie es noch nie gefeiert worden ist, und die Christenheit wird den Herrn preisen, der wohl straft und züchtigt, aber auch wieder heilt und tröstet, wenn seine Stunde gekommen ist.

* * *

Das Gebet im Hauptschiff ist vorüber, wir können also hinuntergehen.

Bewundernd stehen wir einen Augenblick im Narthex, der Vorhalle, still. Sie allein mit ihren prachtvollen, mosaikgeschmückten Wänden und ihrer hohen Wölbung würde genügen, um eine schöne Kirche daraus zu machen. Dann treten wir durch die Königstür in den „Tempel der göttlichen Weisheit" ein.

Welch ein Blick, der sich uns drinnen darbietet! Das Auge schweift über Säulen und Bogen und Arkaden hinweg bis hinauf zu der von vier mächtigen Bogen getragenen, in ferner Höhe schwebenden Kuppel. An jeder Säule möchte man stille stehen, um die immer wieder neuen Perspektiven und Durchblicke durch die verschiedenen Schiffe auf sich wirken zu lassen.

In wohltuender Harmonie steigt der Riesenbau empor. Noch jetzt erweckt der Reichtum an edelstem Material auf Schritt und Tritt Bewunderung. Was muß es aber erst damals gewesen sein, als die zahlreichen blitzenden Edelsteine und goldenen Geräte, in denen die Lichter mächtiger Kandelaber und zahlloser goldener Hängelampen funkelten, den Raum erfüllten, wenn an hohen Festtagen Kaiser und Patriarchen hier aus und ein gingen!

Besonders auffallend ist die Pracht der 107 Säulen, die hier von aller Welt Enden zusammengetragen sind. Von manchen weiß man noch, wo sie in ihrer Jugend gestanden haben. Jene grandiosen Schäfte aus dunkelgrünem Marmor, Verde antico, stammen aus dem Dianatempel in Ephesus. Jene majestätischen Säulen aus dunkelrotem thebaischem Porphyr stammen aus dem aurelianischen Sonnentempel in Rom. Andere haben die Glanzzeiten Athens gesehen, wieder andere die grüne Ebene von Heliopolis in Cölesyrien. Sie alle stehen jetzt hier in kunstvollen Reihen, einen einheitlichen Gedanken ausdrückend, die Erhebung aus den Tiefen der Erde zum hohen Himmelszelt.

Unser Bild zeigt die linke Seite des Hauptschiffes. Durch die mächtigen Säulen, die bei ihrer Aufstellung einheitliche Kapitelle erhalten haben, sieht man hinein ins Seitenschiff. Ganz links ist eben noch ein Stück einer der Tribünen, einer „Máštaba", zu sehen, während rechts über den Kronleuchtern ein Teil der Loge des Sultans sichtbar ist, der jedes Jahr einmal die Aja Sophia besucht.

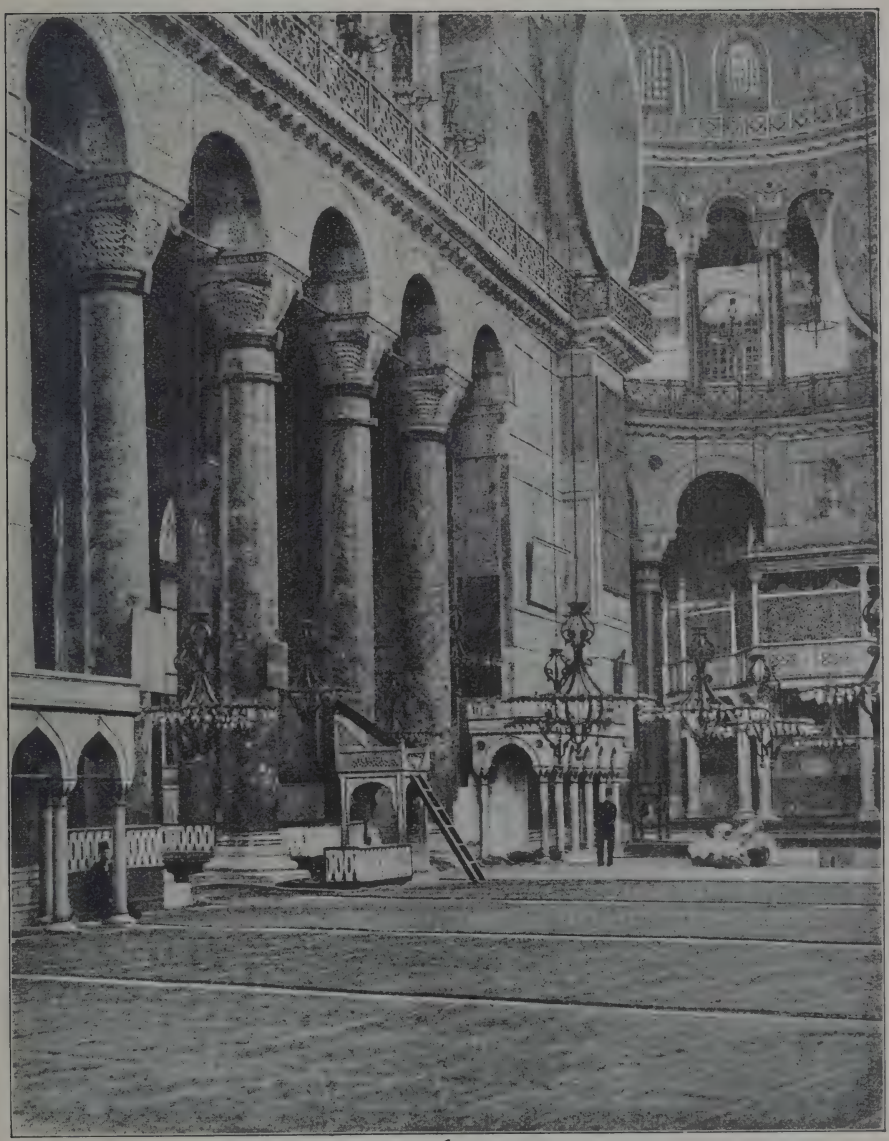
Auf eine Merkwürdigkeit werden wir im Vorbeigehen aufmerksam gemacht: die „schwitzende Säule". Die Bronzebekleidung einer Säule hat ein Loch, das sich, wenn man den Finger hineinsteckt, feucht anfühlt. Der Stein weint, sagen die Griechen, seit der Eroberung Konstantinopels und der schrecklichen Entweihung der Kirche. Seine Tränen werden nicht eher getrocknet werden, als bis der Tag der Freiheit wieder anbricht.

Christen und Muhammedaner stecken beim Vorübergehen den Finger in dies Loch. Sie halten die Kälte des Steins irrtümlich für Feuchtigkeit und fahren mit dem Finger über die Augen — das soll eine heilsame Augenarznei sein.

Im gegenüberliegenden südlichen Seitenschiffe zeigt man uns den Abklatsch einer Menschenhand auf einem Steine — eine Erinnerung an die Eroberung Konstantinopels. Ein riesiger Janitschare namens Ussun Hassan soll am Morgen jenes 29. Mai hoch zu Roß über die aufgehäuften Leichenhügel in die Kirche hereingesprengt sein. An diesem Steine drückte er seine bluttriefende Hand ab, zum ewigen Zeichen des glorreichen Sieges. Gewiß der häßlichste Flecken an der ehrwürdigen Kirche.

* * *

In den weiten Räumen fast verschwindend sitzt da und dort in den Nebenschiffen ein muhammedanischer Lehrer, umringt von zehn bis zwanzig, oft auch nur drei bis vier erwachsenen Schülern. Die Lehrer mit weißem



Blick ins Seitenschiff der Aja Sophia.

Turban haben eine niedrigere, die mit grünem eine höhere Würde. Die Schuhe sind natürlich, wie immer im heiligen Raume, ausgezogen und stehen neben dem Meister auf der Erde.

Er selbst sitzt mit übergeschlagenen Beinen, während ihn die Schüler sitzend oder knieend umringen. Bei einem Mollah mit weißem Turban und rabenschwarzem Bart bleibe ich stehen und bewundere die Geduld, mit der er seinem des Arabischen unkundigen Schüler papageienartig die erste Sure des Korans beibringt. Der Koran darf ja nie in eine andere Sprache übersetzt werden. Langsam, langsam, vielfach anstoßend wiederholt der junge Türke mit immer neuen Fehlern: „bism illâhir-rachmânir-rahîmi".

* * *

Wir gehen zum Altarraum, wo einst im Allerheiligsten die ersten Patriarchen und Bischöfe des Reiches den christlichen Gottesdienst feierten. Er sieht ganz verwahrlost aus. An der Wand hängen einige zusammengeflochtene Weizenähren, links davon ein Büschel Reisstroh, dazwischen eine kleine Porzellanflasche — lauter wertloser, mit dickem Staub überzogener Plunder. Ich frage einen dastehenden Mollah auf arabisch, was diese seltsamen Dinge bedeuten sollen. Er zuckt die Achseln: „Eine Antika, zum Schmuck der Moschee!"

Es ist doch ein wehmütiger Gang, der die Seele mit Trauer erfüllt, zumal wenn man hier an der Stelle des ehemaligen Hauptaltars steht, von wo einst das Trishágion (das dreimal heilig) durch die gewaltigen Räume hallte, und diesen öden, kalten muhammedanischen Gottesdienst soeben hat auf sich wirken lassen. Kein Lob der heiligen Dreieinigkeit ertönt mehr, kein Anrufen des Namens Christi steigt mehr auf, kein Orgelton schallt mehr durch die prächtigen Hallen, nicht mehr die schönen christlichen Gesänge, die einst brausend durch diese Säulenpracht dahinströmten.

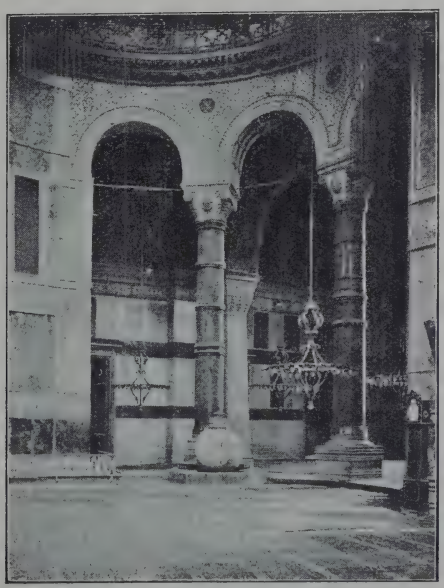
Aber die Spuren der ehemaligen christlichen Bestimmung treten trotz aller muhammedanischen Bemühung auf Schritt und Tritt zu Tage. Von den Emporen schimmern aus den übertünchten Mosaiken die Kreuze herunter. Auch die in die Steine eingemeißelten Kreuze konnten nicht entfernt werden. Das sind die Malzeichen des Kreuzes Christi an der alten Aja Sophia.

Am ergreifendsten schimmert der ursprüngliche christliche Charakter der Moschee durch an der Wölbung der Apsis über dem ehemaligen Hochaltar. Wohl ist auch dort die funkelnde Pracht der alten Mosaiken unbarmherzig mit Kalk überstrichen. Aber durch den Kalk hindurch

schimmert in verschleierten Konturen, wie in verhüllter Majestät, gleichsam ein unsichtbar Gegenwärtiger, ein großer Christus hindurch, die Arme ausbreitend zum Segen über die versammelte Gemeinde.

Die griechischen Christen versichern, daß die Türken trotz immer wiederholter Versuche den Christus nicht wegbringen können. So oft sie ihn auch übertünchen, er bleibt und tritt nach kurzem Verschwinden immer wieder hervor mit dem wehmütig verschleierten Blick und mit den ausgebreiteten Segenshänden.

Auch wir wollen uns gerne diesem Gedanken hingeben, der im Grunde jedes Christenherzens in Konstantinopel schläft, und der in diesem merkwürdigen Bilde einen so sinnigen Ausdruck findet. Es ist doch schön, daß nach allem Plündern, Zerstören, Wegschlagen gerade die Heilandsgestalt der altehrwürdigen Kirche, ob auch verhüllt, unauslöschlich eingeprägt ist. Ist's wirklich eine Weissagung, wie die griechischen Christen meinen, daß er einmal wieder seinen Einzug halten werde in der Aja Sophia? Dürfen wir es hoffen, daß auf diesem gefährlichen Sumpfboden am Goldenen Horn, auf dem bisher jedes Volk und jede Dynastie trotz allen Glanzes der Lage und trotz großer Anfänge innerlich zu Grunde gegangen ist, einmal ein neuer, goldener, größerer Tag heraufsteigen wird?



Alab sterurne in der Aja Sophia.

Seraispitze.

Wir bleiben heute auf jenem östlichen Teil der Halbinsel Stambûls, deren Ende, die Seraispitze, sich in den Bosporus hineinstreckt, während sie nördlich die Wasser des Goldenen Horns, südlich die des Marmarameeres umspülen. Hier erhebt sich die königlichste Reihe von Minareten über erhabene Moscheekuppeln. Eine kirchturmartige Spitze überragt den von dunklen Baumgruppen eingefaßten Bezirk der alten Sultanspaläste. Von hier aus ist ein großes Stück Weltgeschichte gemacht worden. Fast an jedem Fußbreit dieses Bodens haften historische Erinnerungen.

Auf dieser Halbinsel stand so manchmal Konstantin, der Herrscher der Welt, und schaute von den Fenstern seines Palastes stolz hinaus auf seine herrliche, meerumschlungene Schöpfung. Auf diesem Boden, den die Prachtbauten byzantinischer Baukunst bedeckten, spielten sich die herrlichsten und fröhlichsten Szenen der oströmischen Geschichte ab. Aber auch viel Schreckliches und Grausiges hat dieses jetzt von den Herrschern der Neuzeit verlassene Stück Erde erlebt. Je mehr die fürstlichen Damen und die Eunuchen Einfluß auf die Geschichte des Reiches gewannen, desto häufiger waren blutige Palastrevolutionen, in denen schließlich der Dolch entschied, wer das Szepter des byzantinischen Reiches führen sollte. „Zu den Erinnerungen der im Hofdienste ergrauten Diener der Hofburg am Bosporus“, sagt Herzberg, „gehörte nur allzuhäufig die Szene, wo sie eines Morgens kaiserliches Blut vom Marmorfußboden hatten ab-

waschen müssen, wenn Usurpatoren nach dem Perlendiadem gegriffen hatten."

Es erfordert ein ganzes Studium, um sich über die Lage der ehemaligen Kaiserpaläste, Rennbahnen, Plätze zu orientieren, da sie durch die Straßen und Bauten, auch den Schutt späterer Jahrhunderte, oft bis zur Unkenntlichkeit überbaut und zugedeckt worden sind.

Von der Aja Sophia aus gehen wir an dem prächtigen Tore Bab-i-Humajûn vorbei, durch das der Sultan jährlich einmal ins Serai einzieht, um unter großem Gepränge des ganzen Hofstaates den Mantel des Propheten zu küssen. Dort droben über diesem Torbogen, erzählt unser Führer, wurden früher die Köpfe der hingerichteten Paschas aufgesteckt, um die unzufriedenen Janitscharen zu beruhigen, und um die anderen Großwürdenträger nachdrücklich zum Gehorsam gegen den Großherrn zu ermahnen. Wir lassen dies Tor zunächst rechts liegen und betreten den Seraibezirk durch das weiter nördlich gelegene Tor Suk Tscheschme Kápu.

Die dem Fremden unzugänglichen alten Sultanspaläste haben ihren Glanz und ihre Bedeutung verloren, seitdem Abdul Medschîd, der Vater des regierenden Sultans, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine Residenz in das herrliche Schloß Dolma Bagtsche verlegt hat, das er sich über den blauen Fluten des Bosporus hatte errichten lassen. Jetzt dienen die Bauten des Serais, das bei den Türken den Namen Top Kápu Serai führt, nur noch als Wohnungen der alten Sultaninnen und der Palastdiener.

Aber auch verschiedene öffentliche Gebäude befinden sich in den alten Palastbezirken, die dem Fremden ihre Tore täglich öffnen. Da ist zunächst die Kunstschule, deren bloßes Vorhandensein in einem muhammedanischen Staate eine große Neuerung bedeutet. Denn da im Altertum die Kunst vorzugsweise zur Darstellung von Göttern dienen mußte, steht der Islam heute noch aller bildenden Kunst grundsätzlich ablehnend gegenüber. Etwa 200 türkische Studenten werden hier in der Malerei und Bildhauerei unterrichtet. Der Mann, der diese Reform in der muhammedanischen Hauptstadt zuwege gebracht hat, ist der Türke Hamdi Bey, dessen Energie und hohem Kunstverständnis auch die beiden benachbarten Museen, das alte und das neue, ihre Entstehung und Bedeutung verdanken.

Namentlich das neue Museum enthält Kunstschätze allerersten Ranges, wie sie kein anderes Museum der Welt besitzt. Die Sarkophage, die

Hamdi Bey im Jahre 1887 in Sidon in Palästina ausgegraben hat, sind die wertvollsten Stücke der Sammlung. Bewundernd stehen wir vor einem Marmorsarge still, der die Gestalt eines von Säulen getragenen jonischen Tempels hat, und an dessen Wänden achtzehn trauernde Frauengestalten in Hochrelief zu sehen sind. Es ist wohl jedesmal dieselbe Frau, die dargestellt ist; aber mit großer künstlerischer Kraft hat der Bildner ihren Schmerz vom ersten jähen Aufschrei bis zur stillen Ergebung in den Rat der Götter in achtzehnfacher Weise ausgedrückt. Außerdem sehen wir auf den Marmorflächen den Leichenzug dahinschreiten: den Leichenwagen, von Pferden gezogen, die klagenden Frauen, das Gefolge, das Schlachtroß des gefallenen Helden.

Noch großartiger ist der sogenannte Alexander-Sarkophag. Pracht und Kunstvollendung, die in die letzte Zeit der Diadochen weisen, sind so einzigartig, daß man es wohl verstehen kann, daß manche mit Rücksicht auf das darauf befindliche Wappen Alexanders des Großen und die Inschrift „Ihm allein!“ in diesem Kunstwerke den Sarg des großen Macedonierkönigs haben sehen wollen. Da aber Alexander zweifellos nicht in Sidon, sondern in Alexandria beigesetzt worden ist, muß diese Vermutung abgewiesen werden. Wahrscheinlich haben wir den Sarg eines der großen Feldherren Alexanders vor uns. Die Reliefs auf den Wandungen versetzen uns mit ihren farbenreichen Darstellungen mitten hinein in die heftigste Bewegung der Alexanderschlacht. Prachtvoll ist die Heldengestalt des kühnen Welteroberers. Den Löwenhelm auf dem Haupte, den wallenden Purpurmantel auf den Schultern, stürmt er mit seinen berittenen Lanzenträgern dahin und streckt soeben den Feldherrn der Perser zu Boden. Die mit höchster Kunst dargestellten Einzelfiguren sind um so wertvoller, als wir darin wahrscheinlich getreue Porträts der Krieger vor uns haben. Auf der anderen Seite des Sarges sehen wir Alexander auf der Löwenjagd. Alles an diesen Jägern und ihren stolzen Rossen ist Bewegung, Mut, Kampfeslust. Wie sich der Löwe auf Alexander stürzt, wie er seine gewaltigen Pranken und sein furchtbares Gebiß in die Brust des königlichen Pferdes einhaut, wie ihm Alexander mit hoch erhobener Rechten den Todesstoß versetzt: das alles ist mit bewundernswerter Kraft und dramatischer Lebendigkeit dargestellt.

Im benachbarten Alten Museum, dem Tschinili Kiosk, interessieren uns außer dem berühmten cyprischen Herkules, der mit gewaltiger Kraft einen Löwen an den Hinterbeinen hoch in der Luft hält, namentlich einige merkwürdige Steine, die für die alttestamentliche Geschichtsforschung von

Bedeutung sind. Der eine ist die in Jerusalem aufgefundene Siloah-Inschrift, die über den Bau eines mehr als tausend Ellen langen Tunnels Auskunft gibt, der vom Gihon bis zum Brunnen Siloah durch den Felsen gemeißelt war. Der andere ist eine im Jahre 1871 gleichfalls in Jerusalem auf dem alten Tempelplatze aufgefundene Stele, auf der in griechischer Sprache allen Nicht-Israeliten der Zutritt zum herodianischen Tempel bei Todesstrafe verboten wird. Ein Stein, an dem Jesus manchmal vorübergegangen sein mag.

* * *

Aus dem Alten Museum heraustretend wenden wir uns zu der südlich gelegenen Terrasse des Janitscharenhofes, von welchem das oben genannte Tor Bab-i-Humajûn zur Aja Sophia hinüberführt.

Eine uralte Platane von gewaltigem Umfang, deren Stamm die Jahrhunderte ausgehöhlt haben, so daß man sich bequem darin niederlassen kann, zieht unsere Blicke auf sich. Sie hat ihren Namen davon, daß die Janitscharen sich bei Aufständen hier zusammenzurotten pflegten. Von hier aus richteten sie ihre Forderungen an den Sultan und drohten mit offener Empörung, wenn nicht die ihnen mißliebigen Paschas oder Minister beseitigt wurden. Erst wenn der Kopf des Betreffenden droben auf dem Bab-i-Humajûn aufgesteckt wurde, gaben sie sich zufrieden und gingen wieder in ihre Kasernen.

Die alte Platane erinnert an den bedeutsamen Einfluß, den die Janitscharen lange Zeit auf die Geschicke des türkischen Reiches ausgeübt haben. Namentlich für die christlichen Untertanen des Sultans war das Janitscharenkorps eine schreckliche Einrichtung. Die Christen selbst wurden ja von jeher der Ehre des Militärdienstes nicht für würdig erachtet. Und doch mußten sie dank einer geradezu teuflisch ersonnenen Maßregel dem Heere des Islam fort und fort ihre besten Kräfte zuführen. Alle fünf Jahre erschien in jeder christlichen Ortschaft ein Aga mit einer Abteilung bewaffneter Askaris. Sämtliche Knaben des Ortes vom fünften bis zum zwölften Jahre wurden aus den Häusern geholt und mußten antreten. Der Aga hielt Musterung unter ihnen. Die schönsten, kräftigsten und begabtesten Knaben, gewöhnlich der fünfte Teil, wurden ausgehoben, um als lebendiger Menschenzins der christlichen Untertanen in die Kasernen des Großherrn zu wandern. Da standen die armen Kinder, und die Augen der Mütter und Väter folgten mit Todesangst jeder Bewegung des Aga. Denn wenn dieser Gewaltige den Finger ausstreckte und auf

ihr Kind wies, dann wurde es ergriffen und fortgeschleift — auf Nimmerwiedersehen. Als Sklaven des Sultans wurden sie aus allen Provinzen des Reiches nach Stambûl gebracht. Auch Kinder, die nicht von türkischen Untertanen abstammten, erfuhren dasselbe Schicksal. Von ihren Kriegszügen nach Europa brachten die osmanischen Feldherren jedesmal ganze Scharen ungarischer, polnischer, deutscher, russischer, italienischer Kinder mit, die gleichfalls ins Janitscharenkorps gesteckt wurden.

Janitscharen-Platane.

Hier in Stambûl wurden diese Kinder so verschiedenartiger christlicher Eltern sorgfältig erzogen. Zwischen ihnen und ihrem Volke und Vaterhause war jede Brücke abgebrochen. Sie kannten nicht einmal ihre Heimat und Abstammung. Dagegen wurde ihnen eine glühende Begeisterung für den Islam, ein brennender Haß gegen das Christentum eingeflößt, dem sie doch von Hause aus angehörten. So wurden aus dieser jedes Jahr wachsenden Zahl von Christenkindern die immer bereite Schar der fanatischsten Feinde und Bedrücker der Christen gebildet. Die begabtesten von ihnen genossen einen vorzüglichen Unterricht, stiegen später zu hohen Würden und lieferten dem türkischen Staate seine bedeutendsten Staatsmänner und

Feldherren. Die meisten aber kamen in die Garderegimenter des Padischah, die Janitscharen, die, mit fast mönchischer Strenge diszipliniert, die schlagfertigste und gefürchtetste Kerntruppe der Türken bildete. Oft mögen sie sengend und brennend durch die alte Heimat ihrer Kindheit gezogen sein, ohne zu ahnen, daß sie ihre eigenen nächsten Verwandten zu Tode ängsteten oder töteten.

Diese niederträchtige Einrichtung des Knabenzinses sog den armen christlichen Untertanen der Türkei vampyrartig ihr physisches und geistiges Blut aus, während ihre Söhne gleichzeitig dazu dienen mußten, dem osmanischen Volkskörper immer wieder frisches Blut zuzuführen und ihre eigenen Volksgenossen zu knebeln und zu unterdrücken.

Aber gerade diese alte Platane gemahnt uns daran, daß die gerechte Nemesis auch diese satanische Staatsklugheit in ihren eigenen Schlingen gefangen hat. Hier unter diesem Baume rotteten sich diese ihrem mütterlichen Boden so grausam entrissenen Janitscharen so manchmal zusammen und zwangen ihrem grausamen Räuber immer häufiger ihren Willen auf. So wurden diese türkischen Prätorianer mehr und mehr zur Zuchtrute, vor der der selbstherrliche Sultan zitterte, vor denen er sich beugen mußte, und die nicht wenig dazu beigetragen hat, den Niedergang des osmanischen Reiches zu beschleunigen.

* * *

Durch das Tor Bab-i-Humajûn verlassen wir den Bezirk des alten Serai und kommen, die Aja Sophia links liegen lassend, in wenigen Minuten auf den Atmeidân, den Platz des ehemaligen Hippodroms.

Dieser Platz war in der Blütezeit des byzantinischen Reiches sehr viel größer als heute, wo er von allerlei Gebäuden, namentlich der großen Achmedije-Moschee überbaut ist. Nur wenige Zeugen der alten Herrlichkeit stehen auf dem weiten Platze wie in einer fremden Welt.

Aber in der alten Zeit muß dieser Platz, den Konstantin der Große schon im Jahre 330 einweihte, einen wundervollen Anblick gewährt haben. Hier war der glanzvolle Mittelpunkt des gesamten öffentlichen Lebens Konstantinopels. In der mit Kunstschätzen der antiken Zeit allerorten überreich ausgestatteten Metropole ragte doch dieser Hippodrom durch einen wahrhaft blendenden Reichtum herrlichster Kunstwerke hervor.

Dort an der Nordseite des Platzes war die kaiserliche Loge, von wo aus der Kaiser, umgeben von den Großwürdenträgern des Reiches, den öffentlichen Spielen des Hippodroms zuzusehen pflegte. Sie befand sich

gerade über dem Hauptportale, durch welches die Rennwagen und wilden Tiere in die Arena hereinkamen, etwa da, wo jetzt der Monumentalbrunnen Wilhelms II. steht. Die Loge stand mit den ringsum laufenden Sitzreihen nicht in Verbindung, sondern war eine aus dem Kaiserpalast heraustretende tribünenartige Halle, zu der der Kaiser aus seinen Gemächern gelangen konnte, ohne die Straße zu berühren. Die Kaiserin mit ihren Damen pflegte von ihrer Loge an der benachbarten Hofkirche des heiligen Stefanus zuzusehen.

Der kaiserlichen Loge gegenüber, an der südlichen Schmalseite des damals 400 Meter langen und 100 Meter breiten Platzes, war die Meta, die Säule, die die Rennwagen im Halbkreise umfahren mußten. Eine etwas erhöhte marmorne Terrasse in der Längsachse, die Spina, teilte den Hippodrom in zwei Hälften. Diese Terrasse war mit den herrlichsten Erzeugnissen der antiken bildenden Kunst, Säulen, Obelisken, Statuen und Gruppen aus Marmor und Erz in fürstlicher Pracht ausgestattet und muß einen entzückenden Anblick gewährt haben.

An den beiden Langseiten und der südlichen Schmalseite lief ein mit Wasser gefüllter Graben, der das Publikum von der Rennbahn trennte, es auch vor der Nähe der wilden Tiere schützte. Auf vierzig stufenmäßig ansteigenden Sitzreihen saßen an den Spieltagen gegen 100 000 Menschen. Über der obersten Sitzreihe liefen ringsum prächtige Säulenhallen, von deren Höhe eine Fülle von Marmorbildern, zum Teil aus klassischer Zeit, auf den Zirkus, die Stadt und das nahe Meer herabschauten. Über den ganzen Riesenraum aber spannte sich an solchen Tagen zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen das Velarium, eine ungeheure Purpurdecke, während drunten das farbenprächtige, blendende Schauspiel vor sich ging, wo die Blauen und die Grünen, die beiden Zirkusparteien, vor dem versammelten Kaiserhofe und der gewaltigen, festlich gekleideten Menge um die Palme des Sieges kämpften.

Hoch über der kaiserlichen Loge standen damals, die Reihe der rundum laufenden Kunstwerke krönend, die berühmten, weitgereisten Bronzepferde des Lysippus, die einst in vorchristlicher Zeit der Stolz Korinths waren, dann nach Rom geschafft, von Konstantin hierher gebracht wurden, und jetzt, die Siegesbeute des Dogen Dandolo, die Markuskirche in Venedig schmücken.

So war es ein über alle Beschreibung glänzendes Bild, das sich einst an Spieltagen auf diesem Platze bot. Und doch sind es mit anderen Ursachen gerade diese Spiele, an denen Byzanz innerlich zu Grunde gegangen ist. Das Volk wurde immer mehr daran gewöhnt, anstatt seinen Ruhm in ernster Arbeit und tüchtigen Leistungen zu suchen, seine Zeit im Theater

zu vergeuden und sich der Leidenschaft der Spiele hinzugeben. Das Volk verlangte immer neue Spiele, wiewohl eine einzige Aufführung mehrere Millionen kostete. Die Wettfahrer unterschieden sich voneinander durch blaue und grüne Farben, die sie an Kleidern und Fahnen und Wagen trugen, und die Massen nahmen in berauschender Leidenschaft Partei für die eine oder die andere. Bald übertrug sich diese Parteinahme auf alle Lebensverhältnisse, so daß sich die aus allen Teilen des Reiches zusammengelaufene hauptstädtische Bevölkerung auch außerhalb des Zirkus in die beiden Heerlager der Blauen und der Grünen teilte, die sich gegenseitig wütend bekämpften.

Alles höhere Streben ging in dieser dummen und stumpfsinnig machenden Spielleidenschaft unter. Um die wichtigsten Angelegenheiten des Staates und der Religion kümmerte man sich kaum mehr, alles wurde durch die Spielwut überwuchert, bei der weder geistige noch materielle Interessen in Frage kamen. Mochten sich die Heere an den Grenzen in noch so großer Gefahr mit den Reichsfeinden herumschlagen: in Konstantinopel kümmerte man sich wenig darum, hier wurde gespielt.

Die Parteien bekämpften sich so wild, daß es oft genug zu Mord und Totschlag kam. Der grauenhafteste Kampf der Zirkusparteien war jener blutige Nika-Aufruhr unter Justinian im Jahre 532. Wie ein tobender Vulkan brach damals die Wut der Blauen und Grünen gegeneinander los. Nur mit Mühe gelang es dem Kaiser, den Aufruhr in Blut zu ersticken. Aber am Abend jenes Tages lagen nicht weniger als 30 000 Tote auf diesem Platze, wie auf einem ungeheuern Schlachtfelde, auf dem zwei gewaltige feindliche Armeen gekämpft hatten.

* * *

Die meisten Kunstschätze des Hippodroms sind von den lateinischen Kreuzfahrern im Jahre 1103 vernichtet worden. Die kostbarsten Standbilder, die seit vielen Jahrhunderten die Welt geschmückt hatten, wurden von den französischen und venetianischen Eroberern eingeschmolzen. Seit jener Barbarei, die nicht muhammedanische, sondern christliche Hände verübt haben, ist der einst glänzendste Platz der ganzen Welt zu der öden Wüstenei geworden, als die er heute vor uns steht.

Von der ganzen damaligen Herrlichkeit sind heute nur noch drei Stücke übrig geblieben: der delphische Dreifuß oder die Schlangensäule, der Obelisk Konstantins und der des großen Theodosius. Noch stehen sie wie damals in einer geraden Linie, so daß man in ihnen die Richtung

jener Marmorterrasse, der Spina, deutlich erkennen kann. Einsam stehen sie auf dem weiten Platze, wie wenn der Tod sie vergessen hätte, als er unter ihren andern Genossen so gründliche Ernte hielt.

Das merkwürdigste Denkmal ist wohl die bronzene Schlangensäule, eine eherne historische Urkunde aus der ruhmvollsten Zeit der griechischen Geschichte. Nach den Schlachten von Platää und Salamis mit ihren glänzenden Siegen über die Perser, stifteten die griechischen Stämme, die an den Kämpfen teilgenommen hatten, nach dem Berichte

Schlangensäule.

des Herodot und anderer griechischer Geschichtsschreiber, einen kostbaren, monumentalen Dreifuß, einen drei Meter weiten Kessel aus massivem Golde, der als nationales Weihegeschenk im Tempel des Apollo in Delphi aufgestellt wurde. Getragen war das Kunstwerk von einer Säule, die aus drei ineinander verschlungenen Schlangen bestand, auf deren drei Köpfen die goldenen Füße ruhten. Konstantin brachte dieses Siegesdenkmal in seine neue Hauptstadt und ließ es, wie so manche andere Kunstschätze, hier auf der Spina des Hippodroms aufstellen. Das Gold ist natürlich längst verschwunden. Auch von den Schlangenköpfen ist nur

noch einer wenigstens teilweise im Antiquitäten-Museum des alten Serai aufbewahrt. Die Säule selbst aber, ein schönes Denkmal althellenischer Kunst, auf ein ehrwürdiges Alter von fast 2400 Jahren zurückblickend, steht noch auf dem Platze, den ihr einst Konstantin der Große zugewiesen hat. Auf den Schlangenleibern liest man noch in altgriechischen Buchstaben die Namen der siegreichen griechischen Stämme, genau so wie sie uns von den alten Schriftstellern überliefert sind.

Minder bedeutend ist das zweite Denkmal, der gemauerte Obelisk des Kaisers Konstantin Porphyrogenetos. Das mächtige, 25 Meter hohe

Hippodromplatz und Obelisk des Theodosius. Dahinter die Aja Sophia.

Monument, einst mit vergoldeten Reliefplatten aus Bronze bedeckt, die aber die venetianisch-französischen Helden des lateinischen Kreuzzuges eingeschmolzen haben, wurde etwa zur Zeit Karls des Großen errichtet und sollte den Ruhm dieses ruhmlosen Kaisers der Nachwelt verkündigen.

Das älteste der noch vorhandenen Denkmale der ehemaligen Spina des Hippodroms ist der Obelisk Theodosius des Großen. Zum Andenken an seinen Sieg über Maximus ließ Theodosius diesen 30 Meter hohen Syenitriesen im Jahre 390 aus Heliopolis in Ägypten hierherbringen, was, schon hinsichtlich des Transportes, für die damalige Zeit eine großartige Leistung war. Die Hieroglyphen sind, wie unser obiges Bild zeigt, auf allen vier Seiten noch gut erhalten und besagen, daß

der Obelisk einst in seiner ersten Heimat am Nil ums Jahr 1600 v. Chr. vom Pharao Thutmes III. errichtet worden ist. Dreiundeinhalbes Jahrtausend hat also dieser granitene Koloß in zwei Weltteilen an seinen Füßen vorübergehen sehen.

Das großartigste Bauwerk aus späterer Zeit, das auf dem alten Hippodromplatze steht, ist die kurz vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges erbaute Achmedije-Moschee. Sie ist die einzige Moschee der muhammedanischen Welt, die sechs Minarete besitzt. Die islamitischen

Hippodromplatz und Achmedije-Moschee.

Autoritäten sprachen bei deren Erbauung die Sorge aus, daß sie um dieses Vorzuges willen das Zentralheiligtum des Islam, die Kaaba in Mekka, in Schatten stellen könnte, die bis dahin allein dies Vorrecht genossen hatte. Ihr Erbauer, Sultan Achmed I., mußte sich daher dazu verstehen, in Mekka ein siebentes Minaret zu errichten, um dadurch den Vorrang der Kaaba vor allen Moscheen der Welt außer Frage zu stellen. Das großartig angelegte, von hohen Bäumen beschattete Heiligtum ist einer der imposantesten Bauten Stambûls und nimmt in mancher Hinsicht die erste Stelle unter den Moscheen der Hauptstadt ein. Die großen muhammedanischen Feste, bei denen der Sultan mit seinem Hofstaat

erscheint, das Beiramfest, der Geburtstag des Propheten, der Aufbruch der nach Mekka ziehenden Pilgerkarawane, werden immer hier in der Achmedije gefeiert.

Außer den ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit steht auch ein Denkmal aus jüngster Zeit auf dem Platze des alten Hippodroms, der Brunnen Kaiser Wilhelms II. Zum Andenken an seine beiden Besuche in Stambûl ließ der deutsche Kaiser diesen prächtigen, im arabisch-byzantinischen Stil gehaltenen, mit Mosaiken reich verzierten Monumentalbrunnen im Jahre 1900 hier aufstellen. Die Errichtung eines Brunnens, aus welchem das segenspendende Wasser allem Volke zum Heile hervorströmt, gilt ja seit alter Zeit dem Morgenländer als Vorrecht weiser Herrscher, die als Volkswohltäter und Friedensfürsten im Andenken der dankbaren Nachwelt fortleben sollen.

Es ist das erste Denkmal, das seit langer, langer Zeit wieder ein christlicher Kaiser in dem muhammedanisch gewordenen Konstantinopel hat errichten lassen. Und schön ist es, daß es auf diesem blutgedüngten, weltgeschichtlichen Boden ein Denkmal des Friedens ist, das der christliche Kaiser dem muhammedanischen Volke, das täglich daran vorübergeht, vor Augen gestellt hat. Möge es an seinem Teile mit dazu beitragen, den Muhammedanern mit ihrer Religion des Schwertes eine Ahnung davon zu geben, daß die Religion Jesu Christi eine Botschaft des Friedens und der Versöhnung für alle Völker ist!

Brunnen Kaiser Wilhelms II.

Vom Atmeidân-Platze gelangen wir in einer Viertelstunde, den großen Basar durchquerend, zuletzt über den weiten Platz des Kriegsministeriums, des Seraskierats, gehend, zu der prächtigsten Moschee, die die Türken gebaut haben, der Suleimanije.

An ihrer östlichen Rückseite, zu der wir zuerst gelangen, befindet sich ein Begräbnisplatz, ähnlich wie bei uns die Friedhöfe früher immer im Schatten der Kirche lagen. Große Tote liegen hier begraben, auf die die ganze muhammedanische Welt stolz ist. Das zeigt schon die vornehme, zum Teil großartige Ausstattung der Grabstätten. Vor allen andern ragen zwei mächtige, kuppelgekrönte Mausoleen hervor, während die anderen Gräber im Schatten friedlicher Bäume nur durch die bekannten hohen türkischen Grabsteine bezeichnet sind. Die beiden Mausoleen, die die Türken „Türben" nennen, stehen über dem Grabe des Sultans Suleimân und seiner stolzen Lieblingsgemahlin Roxolane. (Vgl. das Bild Seite 79.)

Am imposantesten ist die „Türbe" Suleimâns selbst. Sechsundvierzig Marmorsäulen laufen um das prächtige Gebäude, unter dessen von Porphyrsäulen getragener Kuppel der gewaltige Herrscher liegt, der seine Zeit mit Bewunderung und Schrecken erfüllte. Im Inneren sehen wir drei mächtige Kenotaphien, sargartige Aufbauten, die mit kostbaren seidenen, golddurchwirkten Geweben bedeckt und äußerst stimmungsvoll beleuchtet, den Eindruck feierlichen Ernstes mit ruhiger, vornehmer Pracht verbinden. Das größte und prächtigste Kenotaph, zu Häupten von einem mit mächtigem, weißem Turban umwickelten und mit Reiherfedern geschmückten Aufsatze überragt, ist das des gewaltigen Suleimân.

Auf die Geschicke des Abendlandes hat dieser osmanische Herrscher, der von der Zeit des Reichstags in Worms bis lange nach Luthers Tod regierte, einen großen Einfluß ausgeübt. Zwar ertönte damals noch nicht

der Schreckensruf: „Die Türken vor Wien!“, aber die Türkenglocke schallte durchs Reich, und im Verein mit dem von Algier und Tunis her den Kaiser Karl V. bedrängenden muhammedanischen Seeräuber Cheireddîn Barbarossa mußte auch der im Osten drohende Sultan Suleimân nach

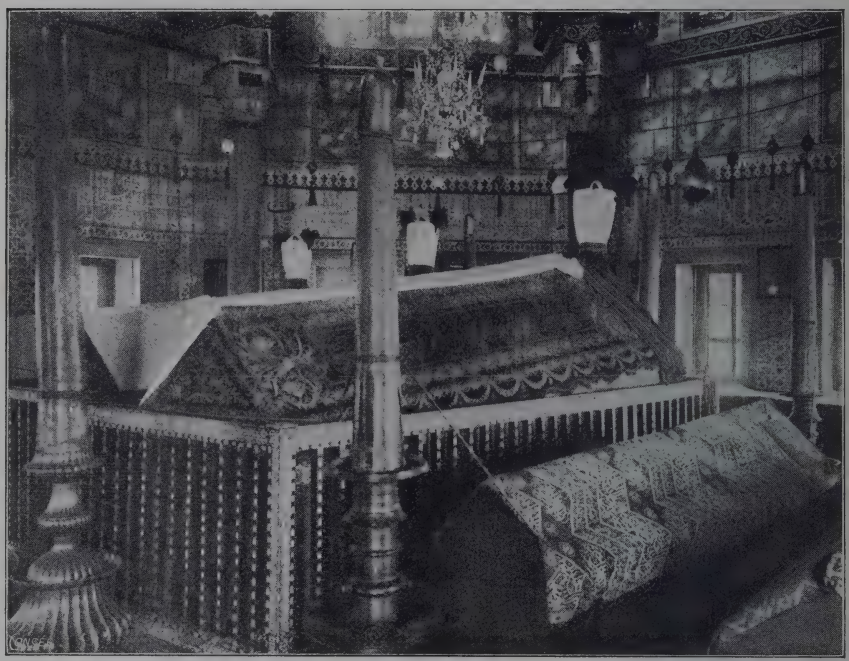
Mausoleum Sultan Suleimâns.

Gottes Vorsehung mit dazu helfen, der aufstrebenden Reformation in deutschen Landen trotz Kaiser und Papst freien Spielraum zu verschaffen.

Draußen auf dem Friedhofe, der sich zwischen Moschee und Mausoleen hinzieht, stehen, wie unser Bild zeigt, zahlreiche Grabsteine, wie sie für

muhammedanische Gräber charakteristisch sind: längliche, aufrechtstehende, brust- oder mannshohe Steine, die bei Männern mit einem Turban, bei Frauen mit ausgemeißelten Blumen oder Muscheln gekrönt sind. Daß hier lauter vornehme Tote liegen, sieht man an der Kostbarkeit der Marmorsteine und an der häufigen Vergoldung.

Es ist aber hier wie auf jedem Friedhofe: Freund und Feind liegen friedlich neben einander und haben des alten Haders vergessen. So führt uns unser Dragoman an das Grab des ehemaligen Kriegsministers des



Grab Sultan Suleimâns.

Sultans Abdul Asîs, Hussein Pascha. Abdul Asîs ist bekanntlich im Jahre 1876 abgesetzt und in seinem Palaste Dolma Bagtsche ermordet worden. Er hatte eine Reise nach Europa gemacht und zeigte eine verdächtige Vorliebe für abendländische Kultur. Ein Sultan soll aber nicht nach Europa gehen, es sei denn mit dem Schwert in der Hand. Darum bildete sich eine Verschwörung gegen ihn. An ihrer Spitze stand die Geistlichkeit des Islam mit ihrem mächtigen Oberhaupte, dem Schêch-ul-islâm, der hier neben der Suleimanije in der Bab-i-Fetwa seinen Sitz hat. Der mißliebige Herrscher wurde beseitigt.

Die ganze Familie des ermordeten Sultans mußte ins Exil gehen. Zu ihr gehörte auch ein Tscherkesse namens Hassan, der als Bruder einer Sultanin im Harem des Großherrn eine hohe Stufe am Hofe erstiegen hatte. Er bat um die Erlaubnis, vor seiner Abreise in die Verbannung noch einige Einkäufe zu machen. Das wurde ihm nicht versagt. Da ging er nach Hause, zog seine prächtige Uniform an, die ihm als kaiserlichem Flügel-Adjutanten zustand, kam in das der Suleimanije benachbarte Seraskierat, wo er mit dem mitverschworenen Kriegsminister noch ein Wörtchen zu sprechen wünschte. Die Wachen präsentierten wie in alter Zeit und ließen ihn durch. Als er aber dem Minister gegenüberstand, zog er ruhig seinen Revolver hervor und tötete ihn durch mehrere Schüsse. Erst jetzt fielen die herbeigeeilten Beamten und Offiziere mit Säbeln und Stöcken über ihn her und schlugen ihn tot. Dann wurden noch an demselben Tage die beiden Feinde hier auf dem Friedhofe der Suleimanije fast nebeneinander beerdigt.

* * *

Wir besichtigen, rund umher gehend, die prächtige Suleimanije von außen. Herrlich liegt sie da, mit ihren vier Minareten den ganzen Stadtteil und das nahe Goldene Horn beherrschend. Ihr Anblick übertrifft die Aja Sophia an imposanter Größe und harmonischer Einheitlichkeit ganz bedeutend, weil die ursprüngliche Schönheit der letzteren durch die vielen geschmacklosen Um- und Anbauten sehr beeinträchtigt ist. Auch hier, wie bei der großen Achmedije auf dem Hippodromplatze, gehören zu der Moschee zahlreiche öffentliche Anlagen, Kollegien, Schulen, Herbergen, Volksküchen, Bibliotheken.

Jetzt kommen wir über den von Platanen und Cypressen überschatteten Vorplatz in den prächtigen Vorhof. Rings um denselben laufen Arkaden, deren Bogen auf kostbaren Säulen aus Marmor, Porphyr und Granit ruhen, und in deren Schattengängen marmorne Bänke zur beschaulichen Ruhe einladen.

Durch ein hohes persisches Portal treten wir ein in die Moschee, die unverkennbar der Aja Sophia nachgeahmt ist, sie aber hinsichtlich der Kühnheit der Komposition fast übertrifft. Majestätisch ist der Anblick dieser wundervollen Hallen. Mit einem Blicke umfaßt das Auge die Riesenanlage von den herrlichen Säulenreihen bis hinauf zur Kuppel, die noch höher ist als die der Aja Sophia. Wohl haben hier niemals jene geheimnisvoll funkelnden Mosaiken von den Wänden herabgeschaut, die einst

die Aja Sophia in ein Zaubergewand blitzender Farben gekleidet haben. Aber alle Innenflächen sind mit edelstem, farbigem Marmor getäfelt. Herrliche Säulen, die einst in ihrer Jugend sämtlich andere Gebäude geziert und andere Geschlechter entzückt haben, tragen den Aufbau des Kuppeldoms. Besonders vier Granitsäulen fallen durch ihre gewaltige Größe auf. Nur mit Mühe können sie zwei Männer mit ausgestreckten Armen umklaftern. Sie haben einst in christlicher Zeit Kaiserpaläste und Foren von Byzanz geschmückt und tragen nun auf ihren Schultern die Seitenschiffe der großartigsten Moschee des Muhammedanismus.

Einen großen Eindruck macht die Partie des marmornen Michrâb, der Gebetsnische, die etwa unserem Altarraume entspricht. Die ganze Wand über derselben ist mit kostbaren persischen Fayencen bekleidet. Über

Suleimanije-Moschee.

dem Michrâb fällt das Tageslicht durch entzückende Glasmalereien gedämpft herunter, die der ganzen Moschee eine feierlich schöne Farbenstimmung geben. Sie sind das Werk des berühmten Glasmalers Serchosch (d. h. der betrunkene) Ibrahim. Die Ornamente des Mittelfensters zeigen, wahrscheinlich unbeabsichtigt, deutlich die Form eines Kreuzes, die sich ja in der Ornamentik überhaupt nur schwer ganz vermeiden läßt. Ein muhammedanischer Imâm, mit dem wir darüber sprechen, erzählt aber, daß dies Stückchen dem „betrunkenen Ibrahim" teuer zu stehen gekommen sei. Als der Sultan das Kreuz entdeckte, ließ er dem Verwegenen sofort die Augen ausstechen und kurz darauf das Haupt abschlagen.

Zwei riesige vergoldete Erzkandelaber stehen rechts und links vom Michrâb, und von der ungeheuern Höhe hängen zahlreiche schmiedeeiserne, hölzerne oder auch nur aus einfachem Draht geflochtene Kronleuchter herab. Dazwischen hängen da und dort jene fast kindlichen Zierraten, wie wir

sie schon in der Aja Sophia gefunden haben: geflochtene Ährenbündel, Kokosnüsse, Strohflechtereien, Elefantenzähne, Straußeneier u. dgl. Unserem abendländischen Geschmack könnten diese Sachen fast wie Spielereien erscheinen. Aber hier im Orient stören sie uns nicht. Sie scheinen zum Ganzen zu gehören und erhöhen in ihrer Art die Schönheit des Gesamteindruckes.

* * *

Während wir durch die mächtigen Hallen der Suleimanije gehen, sehen wir, wie schon früher in der Aja Sophia, da und dort in den Seitenschiffen und unter den Säulen größere und kleinere Gruppen von Menschen sitzen. Es sind muhammedanische Studenten, die einer Vorlesung über die Geheimnisse ihres Glaubens zuhören. Man kann zwar diese Erscheinung in jeder Moschee sehen. Aber hier, in der unmittelbaren Nähe des Hauptquartiers des Schêch-ul-islâm, des Zentrums der geistlichen Macht des Muhammedanismus, sind die Studenten naturgemäß viel zahlreicher als anderswo.

Es ist ein interessanter, fast anheimelnder Anblick, wie sie da in Gruppen um ihre Lehrer herum sitzen, buchstäblich zu ihren Füßen, ihnen zuhören, dazwischen auch Fragen an sie richten. Man wird an das Evangelium erinnert, wo es von dem zwölfjährigen Jesus auch heißt: „Sie fanden ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte und sie fragte". So ungefähr wie hier muß es auch damals im Tempel in Jerusalem gewesen sein: Lehrer mit Gruppen von Zuhörern, denen sich jedermann nach Belieben zugesellen konnte.

Augenblicklich sehen wir außer einigen ganz kleinen, in der Halle der Moschee da und dort zerstreuten Gruppen zwei große Abteilungen von Softas d. h. Studenten, die dem Vortrage ihres Lehrers zuhören. Bei einer von ihnen bleibe ich stehen, da der Lehrer arabisch, also in der heiligen Sprache des Korans, unterrichtet, während die anderen durchweg das mir unverständliche türkisch sprechen.

Der Lehrer sitzt mit übergeschlagenen Beinen auf einem etwas erhöhten Platze auf einem Polster. Auf einem Lesepult liegt vor ihm der aufgeschlagene Koran. Um ihn her die Softas. Er scheint seine Vorlesung soeben begonnen zu haben, denn er repetiert, was er in der letzten Stunde besprochen hat. Der Gegenstand, den er behandelt, ist fast seltsam, denn er hat mit Religion gar nichts zu tun. Es handelt sich um Anlage von Teichen und Wasserreservoirs. Es ist eben hier wie in den fünf Büchern

Mosis, wo auch nicht nur religiöse, sondern überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten besprochen werden. Wasseranlagen gehören aber bei den Muhammedanern ganz besonders zu den Moscheen. Die Geistlichkeit hat dabei durchaus ein Wort mitzusprechen. Also gehören sie auch in den Bereich der muhammedanischen Theologie. Der Professor stellt Fragen und hält, wenn die Antwort nicht befriedigt, mit seinem Tadel nicht zurück. Mit dem Lobe dagegen ist er sparsam.

Jetzt geht er zu einem neuen Gegenstande über. Er behandelt eine Geschichte von Mose, wie sie in der achtzehnten Sure des Korans berichtet wird. Mose macht eine Wanderung bis zum Zusammenflusse der beiden Meere und findet daselbst einen großen Propheten Allahs. Er verneigt sich vor ihm und bittet ihn um Belehrung in der Weisheit. Aber der Prophet spricht: „Du kannst doch nicht bei mir ausharren, denn du wirst mich und meine Rede nicht begreifen!"

«Habe nur Geduld mit mir,» erwidert Mose. «Allah wird mir helfen, dir gehorsam zu sein.»

„Wohlan denn, so folge mir! Aber du darfst mich über nichts fragen, es sei denn, daß ich dir von selbst die Erklärung gebe."

So gehen die beiden am Meere entlang, bis sie zu einem Schiffe kommen. Der Prophet geht hin und bohrt dasselbe, ohne ein Wort zu sagen, an, so daß das Wasser hineindringt.

«Halt», ruft Mose, «wie kannst du das tun? Da muß ja die Schiffsmannschaft elend ertrinken!»

„Habe ich dir nicht vorausgesagt, daß du nicht still und geduldig bei mir ausharren wirst?"

Mose bittet betroffen um Verzeihung und um weitere Geduld, verspricht auch, ein anderes Mal nicht mehr zu fragen. Da gehen sie beide schweigend weiter, bis ihnen ein Jüngling begegnet. Den greift der Prophet unversehens an und tötet ihn.

«O weh», ruft Mose entsetzt, «du hast ja einen unschuldigen Menschen erschlagen. Was hat er dir getan, du Ungerechter?»

„Habe ich dir nicht vorausgesagt", erwidert der Prophet, „du würdest es nicht fertig bringen, still und geduldig bei mir auszuharren?"

Mose bittet abermals um Geduld, und sie gehen weiter. Jetzt kommen sie in eine Stadt, werden aber sehr unfreundlich aufgenommen. Gastfreundschaft und Speise wird ihnen verweigert. Der Prophet aber sieht dort eine Mauer, die dem Einsturze nahe ist. Da unterzieht er sich, wie zum Lohn für ihre Ungerechtigkeit, selbst der Arbeit, sie wieder aufzubauen.

Erstaunt sieht ihm Mose zu. Aber der Prophet sagt zu ihm: „Hier scheiden sich unsere Wege. Ich will dir aber vorher die Dinge erklären, die du nicht verstanden hast. Jenes Schiff gehörte armen Leuten. Ein Seeräuber war hinter ihnen her und hätte ihnen ihr ganzes Eigentum geraubt, wenn ich es nicht angebohrt hätte. So konnte er es nicht von der Stelle bringen. Der Jüngling war ungläubig und von Gott abgeirrt, und seine Eltern standen in Gefahr, von dem Unglauben und der Gottlosigkeit ihres Sohnes angesteckt zu werden. Darum war es ihnen besser, diesen Sohn zu verlieren. Aber Allah wird ihnen einen besseren, frömmeren und liebevolleren Sohn schenken. Jene Mauer aber gehört zwei Waisen, die in Armut leben. Unter ihr liegt ein großer Schatz verborgen. Hätte man sie jetzt weggeräumt, so hätten andere Leute den Schatz an sich genommen. So bleibt er noch verborgen, bis sie groß geworden sind. Da werden sie ihn selbst finden und reich und glücklich werden zum Lohne dafür, daß ihr Vater ein so frommer und rechtschaffener Mann gewesen ist. Du siehst also, daß alles, was Allah tut, seinen guten Grund hat, wenn es auch die Menschen noch nicht gleich verstehen."

Der Professor redet weiter von Mose und rühmt namentlich, daß er den Israeliten vorgeschrieben habe, alle Ungläubigen im Lande Kanaan auszurotten. Dasselbe sei heute noch die Pflicht des Muslim, wenn es in den heiligen Krieg gehe. Der Koran sage in der Sure vom Kriege: „Wenn ihr mit den Ungläubigen zusammentrefft, dann schlaget ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt. Die übrigen legt in Ketten und gebet sie nach Schluß des Krieges wieder frei, umsonst oder um Lösegeld." An dieser letzten Bestimmung sehe man, daß Muhammed als der größere Prophet auch der barmherzigere gewesen sei, denn er habe nicht die Ausrottung aller Ungläubigen geboten.

Die aber, die im heiligen Kriege treu die Gebote des Korans befolgt haben, erwartet das Paradies mit seinen unbeschreiblichen Freuden. Ströme von Wasser, das niemals verdirbt, gibt es dort, Ströme von Milch, deren Geschmack sich nie ändert, Ströme von geläutertem Honig. Daselbst werden die getreuen Muslims ruhen auf Kissen, die mit Gold und Edelsteinen geschmückt sind. Jünglinge in ewiger Jugendblüte werden sie bedienen und ihnen in kostbaren Pokalen Wein kredenzen, der kein Kopfweh macht und den Verstand nicht trübt. Früchte und Fleisch von Geflügel werden sie ihnen ganz nach Wahl vorlegen. Jungfrauen mit großen, schwarzen Augen wie die noch in ihren Muscheln verborgenen Perlen, ebenso wenig alternd wie ihre Männer, ewig schön und ewig heiter, nie

mehr Kinder gebärend, werden ihnen dort gehören. Keine Anklage über irgend eine Sünde wird sie mehr beunruhigen, aber fortwährend wird durch ihr Land der Ruf erklingen: Salâm! Salâm! Friede! Friede!

* * *

Diese Softas, die im weiten Kreise auf dem Boden sitzen, ihre ernsten, leuchtenden Augen unverwandt auf ihren Lehrer gerichtet, sind im Verein mit der sie leitenden Geistlichkeit eine Großmacht im türkischen Reiche. Mit Interesse beobachten wir während des Vortrages diese Gestalten, die in ihren langen, meist schwarzen, zuweilen gelben Überziehern, in Strümpfen dasitzen, während ihre ausgezogenen Schuhe an einer benachbarten Säule stehen. Sie unterscheiden sich vorteilhaft von dem geistlosen Gesichtsausdruck der Türken, denen man sonst in Straßen und Basaren begegnet. In diesen scharf geschnittenen, bleichen Gesichtern, diesen glänzenden Augen scheint eine heimliche Glut von Begeisterung und Fanatismus zu lodern, die im gegebenen Augenblicke zu kühnen Taten des Kampfes und der Selbstaufopferung aufzuflammen fähig ist.

Schon äußerlich durch ihre Zahl und Organisation bedeuten sie eine Macht, die, von einem zielbewußten Willen gelenkt, ein entscheidendes Schwergewicht in die Wagschale zu legen imstande ist. Es sind wohl 10 000 Softas, die, aus allen Teilen der muhammedanischen Welt hierher gekommen, an den beiden Hauptmoscheen Konstantinopels ihre theologischen Studien treiben. Sie sind durchweg militärpflichtig. Nicht weniger als sechs Jahre müssen sie in der Linie dienen. Muhammedanische Theologen sollen nicht Bücherwürmer sein, sondern im heiligen Krieg sollen sie als Helden ihr Volk zum todesverachtenden Kampf entflammen können. Ihr Papst, dem sie unbedingt gehorchen, ist der Schêch-ul-islâm, der hier in der nächsten Nachbarschaft der Suleimanije residiert. Seit Sultan Suleimân, dem Erbauer dieser Moschee, ist er der erste aller Muftis, der als Heeresrichter fungierenden Gottes- und Rechtsgelehrten. Ihm als dem obersten Reichsmufti sind alle Ulemas (Gelehrten) untergeordnet, ihm untersteht die Verwaltung des gesamten großen Moscheengutes, ihm steht die letzte Entscheidung in den wichtigsten und schwierigsten Fragen der Religion, des Staates und der auswärtigen Politik zu. Der Sultan wird es nicht leicht wagen, gegen den ausgesprochenen Willen dieses mächtigen Mannes und der Kerntruppe seiner Ulemas und seiner jugendlich begeisterten Softas wichtige Entscheidungen zu treffen. Ihre Macht könnte ihm sonst ebenso verhängnisvoll werden wie seinem Vor-

gänger Abdul Asîs. Gerade der regierende Sultan, der in vielen Stücken europäischem Wesen nicht abgeneigt sein soll, muß diese Neigung in sehr vorsichtigen Grenzen halten und läßt es sich sehr angelegen sein, die Geistlichkeit durch Begünstigungen und reiche Stiftungen an Klöster und Moscheen bei guter Laune zu erhalten.

Angesichts dieser militärisch disziplinierten, für ihr muhammedanisches Ideal begeisterten Softascharen kommt es uns zum Bewußtsein, daß das türkische Reich trotz der vielgerühmten absoluten Herrschaft des Sultans doch ein Kirchenstaat ist, in dem sich weltliche und geistliche Mächte die Wage halten. Nur so lange der Sultan mit diesem mächtigen Stande der Ulemas und Softas, die in ihrer eigentümlichen Tracht ernst und würdig durch die Gassen Stambûls wandeln und vom Volke als unverletzlich angesehen werden, Hand in Hand geht, steht sein Thron fest. Denn seine Autorität in der ganzen muhammedanischen Welt ruht viel weniger auf seiner politischen Macht, als auf dem geheimnisvollen Nimbus, der ihn als den Kalifen umgibt. Und insofern befinden wir uns hier in der Suleimanije, am Sitze des Schêch-ul-islâm, an einem der wichtigsten Zentren des ganzen Muhammedanismus.

Mausoleen der Suleimanije.

Wir sind mit unseren letzten Gängen so ganz in die muhammedanische Welt hineingeführt worden, daß es die Leser gewiß interessieren wird, eine Erscheinung kennen zu lernen, die als eine Blüte muhammedanischer Frömmigkeit in hohem Ansehen steht. Es sind die ekstatischen Gebetsübungen des muhammedanischen Mönchtums, der Derwische. Wir besuchen die Derwische des religiösen Ordens der Rufâ'i, der im Zeitalter der Kreuzzüge von dem Asketen Achmed Rufâ'i begründet worden ist.

Wir begeben uns zum Tekke, d. h. zum Kloster des Ordens, dessen Jünger bei den Europäern unter dem Namen der „heulenden Derwische" bekannt sind. Die Halle, in die wir geführt werden, ist etwa so groß wie eine Dorfkirche. Durch Gitterschranken ist der Innenraum, in dem die Übung stattfindet, von dem erschienenen Publikum geschieden. Außer den für je etwa eine Mark Trinkgeld zugelassenen Europäern sieht man im Zuschauerraume auch zahlreiche Türken, die sich nach Belieben an den Übungen beteiligen dürfen.

Im Hintergrunde des Innenraums sieht man den Michrâb, der etwa unserem Altarraume entspricht. Er ist, was für diese kriegerische Religion bezeichnend ist, mit heiligen Waffen geschmückt. Zu beiden Seiten stehen mächtige Kandelaber mit Riesenkerzen, und hoch darüber prangt eine Tafel mit einer goldenen Koran-Inschrift.

Vor dem Michrâb sitzt auf farbigem Schafsfell der Vorsteher und Leiter der Zeremonie. Schwarz ist der Turban, der sich um seine weiße Mütze windet, schwarz sein Mantel, weiß der Bart, der ein hageres, gelbbraunes Asketengesicht umrahmt. Rechts und links von ihm sitzt eine Gruppe andächtiger Muhammedaner, die dem Orden nicht angehören, das Haupt mit roten Türkenmützen oder grünem Turban bedeckt. Sie ver-

halten sich anfangs ziemlich passiv, bis sie mehr und mehr in die heilige Raserei hineingerissen werden.

Die Derwische selbst stehen in zwei Reihen im Innenraume hart an den Schranken, das Angesicht zum Michrâb gewendet. Wilde, struppige Erscheinungen mit langen Haaren, die nie ein Schermesser, aber anscheinend auch kein Kamm entweiht, mit fahlen, unheimlich aussehenden Gesichtern und verkümmerten, dünnen Bärten von einer unaussprechlichen, halb rötlichen, halb grauen Farbe. Auf dem Kopfe tragen sie den Turban oder hohe Filzmützen.

Derwisch.

Sie haben bei unserem Eintritt soeben angefangen, die erste Sûre des Korans zu beten:

Bism illâhir-ruchmânir-rachîmi!
Lhamdu lillâhi rabb el alamîn!

d. h. Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen! Gepriesen sei Allah, der Herr der Welten! Jetzt stehen sie auf und stimmen in gemessenem Tempo und in einer monotonen Melodie, bald in hohen, bald in tiefen Tönen, das muhammedanische Glaubensbekenntnis an, wie es von Marokko bis Sumatra jeden Tag millionenmal gebetet wird:

La ilâha ill allah
U mhammad rasûl allah!

d. h. Kein Gott außer Allah, und Muhammed der Gesandte Allahs! Bei diesem unzählig oft wiederholten Bekenntnis, das regellos durch Ausrufe wie ja rachmân! oder ja allah! (O Barmherziger! O Allah!) unterbrochen wird, beugen sie den Oberkörper im Takte nach vorn und nach hinten, bald langsamer, bald schneller. Dazwischen wird der Name Allah oft zehn bis zwanzigmal hintereinander in den seltsamsten Tonfolgen gesungen.

Der Alte am Michrâb beginnt nun, während die Derwische schweigen, mit leiser Stimme ein Lobgedicht auf den Stifter des Ordens, Achmed er-rufâ'i, an dessen Schluß der ganze Chor ruft: „Amin!“

Auf jedes der nun folgenden kurzen Gebete ertönt jedesmal aus aller Mund ein lautes „Amin“, wobei die Rufer die beiden flachen Hände ausstrecken, wie um eine Gabe zu empfangen. So ruft er: „Allah, gib uns Frieden!“ «Amin!» „Allah, erbarme dich!“ «Amin!» „Allah, führe uns den rechten Pfad!“ «Amin!»

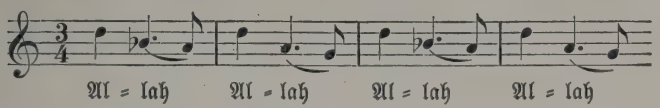
Hierauf fangen zwei abseits sitzende Sänger an, in hohen, melodischen Tönen zu psalmodieren, während der Derwischchor in zwei geschlossenen Reihen vorwärts und rückwärts gehend das muhammedanische Glaubensbekenntnis wiederholt. Immer erregter werden die Heiligen. Ihr Gang wird stürmischer, ihre Stimme leidenschaftlicher. Die Worte werden so schnell und unartikuliert hervorgestoßen, daß man nur noch die immer wiederholten zwei ersten Worte des Glaubensbekenntnisses unterscheiden kann: „La ilâha! La ilâha! La ilâha!“ Dazwischen klingt durch den wogenden Sturm der drohenden Stimmen der sanfte Gesang der beiden Solisten wie ferne Musik.

Derwisch.

Jetzt naht sich ein Diener mit weißen Mützen, takije genannt, die er den Derwischen anbietet. Sie werfen die Turbane und die roten Kopfbedeckungen ab und setzen die weißen auf, die wie Schlafmützen aussehen.

Damit scheint der zweite Akt zu beginnen. Zuerst trägt wieder der Alte am Michrâb einen Abschnitt aus dem Koran vor und schließt mit einem lauten, lang gezogenen „Allah!“ Dieser Ruf ist das Signal zu einem ersten ekstatischen Anlauf. Die zwanzig Derwische scheinen zur Attacke vorzugehen. Stürmisch laufen sie in zwei geschlossenen Mauern vorwärts, stürmisch eilen sie rücklings zurück. In dem unheimlichen Stimmengewirre sind artikulierte Sätze überhaupt nicht mehr zu unterscheiden. Nur der Name Allah klingt in allen nur denkbaren Tonarten

hindurch. Die Rufe klingen immer wilder und drohender. Auch aus dem Publikum werden einzelne angesteckt und stürzen sich in den allgemeinen Reigen. Zeitweise vereinigt sich das sinnverwirrende Durcheinander zu einer einheitlichen Anrufung, bei der alles in immer heftigerem Tempo den Namen Allah unaufhörlich in folgender Melodie wiederholt:




Zwischen hinein ertönt der Name Allahs in so unglaublich hohen Tönen, daß man gar nicht glauben sollte, daß sie aus einer männlichen Kehle kommen.

Unter diesen fortwährenden Allahrufen steigt die physische und seelische Aufregung der Derwische immer höher. Sie fangen an zu zittern und zu beben. Aus ihren Kehlen kommen gurgelnde, keuchende, schnarchende, hustende Töne. Mit rauhen Stimmen stoßen sie ein beängstigendes Stöhnen und Seufzen hervor, in dem sie in immer fieberhafterer Geschwindigkeit ihren Rumpf im Takte nach vorne, nach hinten, nach rechts, nach links werfen. Durch den Sturm des wüsten Orchesters mit seinen dumpfen Trommelwirbeln tönen die hohen psalmodierenden Töne der beiden Solosänger wie ein fernes, tröstliches Lied.

Ein besonders wohlgediehener Derwisch, den ein zuschauender Europäer um seines höchst erfreulichen Umfanges willen im Scherz den Bierbrauer nennt, erregt unsere besondere Teilnahme, weil er es trotz dieses erschwerenden Umstandes an Eifer allen anderen zuvorzutun bemüht ist. Dicke Schweißtropfen perlen ihm von der Stirn, während er seine Rumpfbeugen nach allen vier Himmelsrichtungen mit unglaublicher Geschwindigkeit ausführt, daß man fast fürchten muß, er möchte sich einen Schaden tun. Anderseits mag ihm ja diese Gymnastik gerade bei seinem beträchtlichen Umfang sehr nützlich und heilsam sein.

Plötzlich steht ein alter Mann aus dem Publikum auf. Schneeweiß ist sein Bart, schneeweiß sein Turban, gelb sein Kaftan. Bisher hat er dagesessen, scheinbar gebeugt von der Last der Jahre, ein Bild des müden, bedächtigen Alters. Aber jetzt hat ihn die allgemeine Raserei gepackt. Wie wild geworden springt er auf. Blitze sprühen aus seinen Augen. Wie wahnsinnig schwingt er seinen Oberkörper nach allen Seiten, indem er mit hohler Grabesstimme leidenschaftliche Rufe ausstößt. Sein Beispiel steigert die Ekstase der Derwische bis zur Siedehitze.

In diesem Augenblicke werden einige kranke Kinder herbeigebracht, damit sie der Heilige, der Abt des Ordens der Rufâ'i, heile. Die Berührung eines so heiligen Mannes, und wäre es auch nur die Berührung seiner Fußsohlen, muß ja Qualen und Krankheiten vertreiben. Die Kinder werden über die Schranken in den Innenraum gereicht und, das Angesicht nach unten, auf die Erde gelegt. Der Heilige, der natürlich wie alle anderen keine Schuhe anhat, steht auf und schreitet über sie hinweg, indem er mit seinem Fuße auf jedes von ihnen tritt.

„Hu! Hu! Hu!" brüllen während dessen die Derwische mit unheimlicher Stimme.

Der alte Mann tobt noch immer wie ein Wahnsinniger. Man begreift nicht, woher der welke Leib die Kräfte nimmt. Es ist, als ob er von einem Dämon besessen wäre, der ihn wider Willen zu den rasendsten Bewegungen treibt.

„Hu! Hu! Hu!" dröhnt es dabei fortwährend aus den Kehlen der Derwische.

Jetzt hüpfen sie im Takt von einem Fuße auf den anderen. Wie ein Donnerschlag dröhnt es jedesmal durchs Gewölbe, wenn die Füße gleichzeitig auf die Erde fallen. Selbst einige Knaben stehen aus dem Publikum auf, springen mit ihren gelben Mäntelchen und roten Mützen unter den Derwischen herum und mischen ihre kindlichen Stimmen unter die drohenden Töne der Alten.

Alle sind wie in Schweiß gebadet. Wie eine Schar von Verrückten toben sie umher. Der Dicke, der „Bierbrauer", der längst ganz naß ist, wird noch wilder. Einem Tobsüchtigen gleich wirft er seinen Körper herum. Er stößt seinen harten Schädel zu Ehren Allahs wiederholt mit aller Macht an eine hinter ihm stehende Säule, daß es dumpf durch den ganzen Raum dröhnt. Man meint, er müsse davon ohnmächtig umfallen. Aber er bleibt aufrecht. Schaum tritt ihm vor den Mund — —

Man hat uns erzählt, daß dieser Zustand schließlich bei allen eintrete, daß sie zuletzt, Schaum vor Mund und Nase, bewußtlos am Boden liegen. Aber diesen abstoßenden Anblick wollen wir nicht mehr abwarten. „Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels!" Wir haben genug und übergenug von dieser wüsten Orgie, die einen halb stumpfsinnigen, halb bestialischen Eindruck macht. Und doch gehört sie mit zu dem Gesamteindruck, den wir von der Religion empfangen, die sich hier in dieser weltgeschichtlichen Stadt, der Perle des Morgen- und Abendlandes, an

Stelle des Christentums gesetzt hat. Das also ist der Muhammedanismus im Zustande der höchsten „Begeisterung“!

O ihr guten Geister von Konstantinopolis, ihr Heiligen der alten Zeit, Athanasius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, ihr würdet euch im Grabe herumdrehen, wüßtet ihr, was für eine geistlose Religion sich in eurer einstigen Heimat breit macht, was für untergeordnete Geister an eurer Stelle hier an dem wundervollen Goldenen Horn ihr Wesen treiben, auf das einst die Augen der ganzen Christenheit voll Bewunderung gerichtet waren!

* * *

Da, wo einst das Forum des Theodosius mit dem weithin glänzenden silbernen Reiterstandbilde dieses Kaisers das alte Konstantinopel schmückte, dehnt sich heute jener interessante, genau begrenzte, nur durch elf des Nachts verschlossene Tore zugängliche Stadtteil aus, dessen labyrinthartige Gänge und Gassen man unter dem Namen des Großen Basars zusammenfaßt.

Wie oft sind wir schon auf unseren Gängen zum Serai, zur Aja Sophia, zur Suleimanije durch diesen Basar gewandert! Und immer war es dasselbe fesselnde, an Überraschungen und bizarren Erscheinungen reiche Bild, das sich unseren Blicken darbot. Heute aber haben wir den Basar besonders auf unser Programm gesetzt.

Ich will nicht beschreiben, was schon oft beschrieben worden ist, und was doch nicht beschrieben werden kann. Um dieses Tausenderlei von orientalischen Szenen darzustellen, diese Kleinmalerei türkischen Basarlebens mit seinen bunten, ewig wechselnden, vielfach auch gemütlichen und belustigenden, oft phantastischen Erscheinungen wiederzugeben, müßte man einen Kinematographen haben, um Bild auf Bild lebendig an den Augen des Lesers vorüberziehen zu lassen.

Die Straßen des Basars sind wie in Damaskus überwölbt. Das Tageslicht fällt also nur gedämpft hinein, was dem Ganzen etwas Gemütliches und Trauliches gibt. Rechts und links sieht man in die offenen Kaufbuden hinein, deren der Basar mehr als 3000 hat. Drinnen sitzen behäbige Türken mit langen Bärten und breiten Turbanen phlegmatisch da und warten ruhig, bis ihnen Allah einen Käufer sendet.

Den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Waren, die im Basar feilgehalten werden, kann man beim Eintritt in diese Gasse schon mit dem Geruchssinn ahnen. Eine ganze Ambrawolke von Düften strömt einem

fast betäubend entgegen, gemischt aus allen Wohlgerüchen, die es unter der Sonne gibt. Da riechst du den Duft aller Gewürze, Nelken, Pfeffer, Zimmt, Lederwaren, Felle, Drogen, Eßwaren — alle zu einer unbeschreiblichen Einheit verschmolzen.

Keine der Tausende von Buden hat ein Firmenschild. Die meisten Käufer können ja nicht lesen, also würde ein solches auch gar nichts nützen. Aber hoch über dem Eingang hängt gewöhnlich ein Symbol in die Straße herein, an dem der Käufer schon von weitem den gesuchten Laden erkennen kann: ein Schiff, eine Moschee, eine Schere, ein Schuh, ein Rad, eine ausgestopfte Rieseneidechse, ein Straußenei, ein Haus u. dgl.

Im Inneren der Buden, hinter denen sich oft weite Verkaufs- und Lagerräume öffnen, kann man alles finden, was das Herz begehrt, die Erzeugnisse des Morgen- und Abendlandes. Da sind in zahlloser Menge die Bedürfnisse türkischer Toilette: die Pulver, mit denen man Haare, Fingernägel und Augenbrauen färbt. Rosenöl und andere duftige Essenzen, Eß- und Zuckerbäckerwaren, bunte Kaftane, prächtige gold- und silbergestickte seidene Tischdecken aus Damaskus, goldene und silberne Schmucksachen, Kattunwaren, bunte Kopf- und Taschentücher, Pelze, Bettdecken, Waffen, Sättel, Trödlerkram, Glas- und Porzellanwaren aus Europa — und noch vieles andere findet sich hier in buntem Durcheinander. Daneben sind auch manche Zünfte in besonderen Gassen vereinigt.

Alle türkischen Handwerke kann man hier im Betriebe sehen, die Kupferschmiede, die Zeltmacher, die Sattler, die Schuster mit ihren niedlichen goldgestickten Schuhen und Pantoffeln, die Gold- und Silberschmiede mit ihren Spangen und Filigranarbeiten, die zahlreichen Steinschneider bei Anfertigung der so beliebten Siegelringe, und die Klempner, bei denen auch hier das Sprichwort gilt: Das Klimpern gehört zum Handwerk.

Wir wandern von Gasse zu Gasse, bis Füße und Augen gleich müde sind. Darum begrüßen wir mit Befriedigung die Ankunft vor einer türkischen Garküche, die man uns heute früh in Pera als auch für den Europäer empfehlenswert genannt. Dort strecken wir mit großem Behagen die müden Beine wieder unter einen Tisch, und ein Mittagessen mit allen Finessen des türkischen Geschmacks, Spießbraten, Pilav, Tomaten, Beklâwe, Helwa und einem köstlich duftenden Täßchen Mokka bildet den krönenden Abschluß unserer langen Basarwanderung.

* * *

Der Nachmittag bringt uns eine schöne Fahrt auf dem Goldenen Horn. Wir besteigen unseren Kaik an der Neuen Brücke und fahren an den verschiedenen Stadttoren der Nordseite Stambûls vorbei bis zu den alten Festungsmauern von Aiwan Serai.

Hoch schaut im Stadtviertel Fanâr das griechische Patriarchat mit der griechischen Nationalschule zu uns herunter und erinnert uns noch einmal an die traurigen Zeiten nach dem Falle Konstantinopels. Sultan Muhammed II. hatte zwar nach der Eroberung der Stadt die schönsten Kirchen in Moscheen umgewandelt und so den Christen ihre heiligsten Besitztümer genommen. Aber schon im eigenen Interesse seiner neuen Residenz mußte er sie zu halten suchen. Er versprach ihnen daher Schutz und freie Religionsübung.

Da schlugen die vornehmsten griechischen Geschlechter, soweit sie nicht auswanderten, ihre Wohnsitze hier im Stadtviertel Fanâr auf. Hier wohnten die durch Geschichte, Sage und Poesie verherrlichten Fanarioten, die in den griechischen Freiheitskämpfen eine ruhmvolle Rolle gespielt haben. Seitdem Griechenland selbst den Tag der Freiheit erlebt hat, sind viele der vornehmsten Fanarioten nach Athen gezogen. Die in Konstantinopel gebliebenen zogen größtenteils hinüber in das hauptsächlich von Christen bewohnte Pera. Aber die Spuren der Vergangenheit sind dem Stadtteile mit seinen freundlichen Gassen und Häusern noch immer aufgedrückt. Namentlich ist hier der Sitz des Patriarchen von Konstantinopel geblieben, dessen Gemeinde in Stambûl, Pera, Galata, Arnautköi, Kadiköi (Chalcedon), auf den Prinzeninseln und in den Bosporusdörfern an 200 000 Seelen zählt. Er nennt sich stolz „Erzbischof von Konstantinopel und ökumenischer Patriarch“ und läßt sich mit „Allerheiligstkeit“ anreden.

Lange haben die Türken die höhere Intelligenz dieser Fanarioten für ihre Zwecke ausgenützt, so lange sie, dank der Uneinigkeit der christlichen Mächte, noch ein Schrecken Europas waren. Jetzt führt der Tartarenstamm sein eigenes träges, aller höheren Kultur feindliches Leben zum Schaden der Welt am Goldenen Horn weiter, wiederum dank der Uneinigkeit der christlichen Mächte.

Die Griechen aber haben wie alle Christen im Orient ein größeres Maß von Freiheit erlangt, seitdem Sultan Abdul Medschîd, dem Drängen Europas nachgebend, im Jahre 1839 den Hattischerîf von Gülhâne erließ, der den Christen Religionsfreiheit verlieh. Seitdem arbeiten sie sich empor aus der äußeren Verarmung und der inneren Verwahrlosung, den beiden

Folgen jahrhundertelanger Knechtung. Wir sind nicht blind gegen die Fehler der Griechen. Gewiß, sie sind ebenso skrupellos wie die Türken darauf bedacht, dem Käufer möglichst viel abzunehmen. Ist aber einmal ein Handel abgeschlossen, so kann man sich bei ihnen, im Gegensatze zu den Türken, auf gute und pünktliche Lieferung verlassen. Und wo wäre bei den Türken etwas von jenen schönen Eigenschaften der heutigen Griechen zu finden: der glühenden Vaterlandsliebe, wie sie durch ihre schönen Volkslieder weht, dem reinen Familienleben, dem treuen, unverbrüchlichen Zusammenhalten, der aufopfernden Fürsorge für notleidende Mitglieder? Was haben die Türken dem entgegenzusetzen? Welches sind die Kulturleistungen, mit denen sie Europa beglückt haben? Wir haben ja in Deutschland so manche gutmütigen Türkenschwärmer — sie mögen einmal antworten: welche?

Deutsche Botschaft.

# Schluß.

Es ist Freitag — unser letzter Tag in Konstantinopel. Da dürfen wir uns heute den vielgerühmten Ausflug nach den „süßen Wassern von Europa“ nicht entgehen lassen, wo sich im Frühjahr jeden Freitag dem Besucher ein einzigartiges Bild türkischen Volkslebens darbietet.

Die süßen Wasser von Europa werden gebildet durch zwei Flüßchen, die an der landeinwärts gekehrten Spitze des Goldenen Horns ihre süßen Wasser mit den salzigen Fluten des Meeres vermischen. Kiathané nennen die Türken das liebliche Tal, auf dessen von prächtigen, alten Platanen beschatteten Wiesenfluren sie sich am Freitag so gerne einfinden. Hoch und nieder, alt und jung gibt sich hier einer harmlosen, fast kindlichen Fröhlichkeit hin, wie sie drinnen in den engen Straßen der Großstadt nicht zu finden ist. Zu Wagen und zu Pferde eilen sie am Nachmittag hinaus; ebenso viele aber auch auf den leichten, schnellen Gondeln, den Kaiks, von denen dann das ganze Goldene Horn wimmelt.

Die muhammedanische Damenwelt Konstantinopels, auch die aus dem Sultanspalast und aus den Harems der Großen des Reichs, ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, in ausgesuchter Toilette hier herauszukommen, um einmal der Abgeschlossenheit des Harems zu entfliehen, andere Menschen zu sehen und vielleicht mit ihnen zu kokettieren und ihre schönen Kleider bewundern zu lassen.

Die vornehmen Damen bleiben in ihren schönen Equipagen sitzen und fahren im Korso langsam auf und nieder. Das Gesicht, das nach strenger islamitischer Vorschrift unsichtbar zugedeckt sein soll, ist mehr zum Schein mit einem ganz durchsichtigen Schleier überzogen, und mit blitzenden Augen mustern sie die Vorübergehenden. Sie haben eine kindliche Freude

daran, ihre Brillanten an Armen und Fingern funkeln zu lassen. Und auch die prächtigen, seidenen Mäntel, die in allen blendenden und brennenden Farben leuchten, rot, grün, gelb, blau, violett, wissen sie so zu tragen, daß sie weniger verhüllen als ihre Gestalt in möglichst vorteilhaftes Licht setzen. Vor den Augen dieser Damen tummeln die jungen Türken und Europäer ihre Pferde, und durch Blicke und Winke findet ein harmloser Verkehr statt.

Unter den alten Platanen aber sitzen oder promenieren zahlreiche Gruppen und genießen die Schönheit von Bäumen und Fluren. Sie belustigen sich an allerlei Kurzweil, hören den Musikanten zu, die zum Takte von Cymbel und Tamburin mit Flöten und Schalmeien eine höchst primitive Musik aufführen, und bewundern die Künste fahrender Gaukler und Taschenspieler.

Wirtshäuser, in denen alkoholische Getränke, Wein, Bier, Likör ausgeschenkt werden, ohne die bei uns eine Volkslustbarkeit gar nicht denkbar wäre, sind nirgends zu sehen. Nur Limonade und kleine dampfende Mokkatäßchen kann man in verschiedenen Buden bekommen. Die meisten haben sich ihren Proviant mitgebracht. Da sitzt die wohlhabende Frau in ihrem weißen Seidenmantel mit ihren Kindern, umgeben von Sklaven und Eunuchen, die ihre Herrin bedienen und ihr und den Kindern die verschiedenen Süßigkeiten servieren, die sie mitgebracht haben. Neben ihnen lagern sich aber in bunter Reihe gleich vergnügt die einfachsten Leute aus dem Volke, alle derselben Fröhlichkeit hingegeben.

Ein allerliebstes Bild bietet der Fluß und die immer schmaler werdende Wasserzunge des Goldenen Horns. Hunderte von Kaiks tummeln sich da in lustigem Gedränge, und fröhliche Menschen sitzen lachend in jeder Gondel. Sie summen Volkslieder, sie musizieren mit ihren schlichten Instrumenten, sie treiben frohe Spiele jeder Art. Die ganze Szene da draußen an den süßen Wassern von Europa ist ein Idyll, wie es in dieser schlichten Harmlosigkeit wohl selten in der nächsten Nähe einer großen Weltstadt zu finden sein mag.

* * *

Gegen Abend besteigen wir wieder unsern Kaik, um in anderthalbstündiger Fahrt von den süßen Wassern aus über den ganzen Meeresarm des Goldenen Horns bis nach Galata zurückzufahren. Zahl-

Die süßen Wasser von Europa.

reiche Gondeln, zum Teil mit aufgespannten lateinischen Segeln, fahren mit uns.

Diese fröhliche Fahrt unter Hunderten von Gondeln ist der letzte Ausklang des Volksfestes. In den dem unseren benachbarten Kaiks, die fast Bord an Bord mit uns fahren, sind sie noch sehr lustig. Da ist ein eigenartiges Quartett, dessen Klängen sich die Ruderer in taktgemäßen Schlägen anpassen. Ein gutmütig aussehender türkischer Weißbart klopft mit glücklichen Mienen unablässig auf seine kleine Pauke. Zu ihrem dumpfen Ton spielt ein junger Mann die Guitarre, so gut es eben gehen mag. Zwei andere klatschen nach dem Takte der Musik unermüdlich und mit ansteckender Fröhlichkeit in die Hände. Sie sehen alle vier so glücklich aus wie Kinder, die unvermutet Ferien bekommen haben.

Im anderen Kaik zu unserer Linken sitzt eine Gruppe türkischer Zigeuner und Zigeunerinnen. Sie haben draußen unter der Volksmenge ihre schwarzen Künste spielen lassen und berechnen jetzt, wie viel sie den Dummen aus der Tasche gelockt haben. Auch sie scheinen keine schlechten Geschäfte gemacht zu haben, denn sie sehen hoch befriedigt drein.

Bei Eyub, wo das Goldene Horn nach anfänglich südwestlicher Richtung nach Südosten umbiegt, um den Bosporus zu erreichen, sehen wir wieder Konstantinopel in seiner ganzen Ausdehnung vor uns liegen. Hier machen wir Halt, um noch einmal vor dem Abschiede die Aussicht von der Höhe von Eyub zu genießen, die eine der schönsten in der ganzen Umgebung der Stadt ist.

Das Bild, das den Einband dieses Buches schmückt, ist das letzte Gesamtbild Stambûls, das unser Auge entzückt hat. Wir stehen unter den Grabsteinen und Cypressen des muhammedanischen Friedhofes, der von stiller Höhe auf die Stadt herniederschaut. Drunten liegt das blaue Goldene Horn, von zahlreichen Schiffen belebt, rechts die Altstadt Stambûl, links Galata und Pera. Über dieser leuchtenden Welt spannt sich ein glasklarer Himmel aus, in den sich immer tiefere Farbentöne mischen, je mehr sich das Tagesgestirn seinem Untergang zuneigt, vom endlosen Hellblau bis zum glühenden Orangerot und flammenden Purpur. Die Gluten des Himmels spiegeln sich in den Fluten des Goldenen Horns, das im Widerscheine wie in Perlmutterfarben schimmert.

Auch die ungeheure Stadt selbst, deren Häuser immer wieder vom anmutigen Grün der Platanen und Pappeln oder von den dunkeln

Fächern der Pinien und Cypressen unterbrochen wird, ist vom rosigen Hauch der Abendröte wie verklärt. Königlich steigen aus dem schier unabsehbaren Häusermeere die Moscheen empor, alle beherrschend die Suleimanije mit ihren vier Minareten. Im fernen Osten steht, wie ein Heiliger aus dem alten Byzanz, im Apotheosenscheine der untergehenden Sonne die altehrwürdige Aja Sophia, ihre hohen Minarete in den Abendhimmel hineinstreckend. Ihre Fenster glühen wie feuriges Gold, als leuchte noch einmal wie durch ein Transparent der Märchenzauber der Vergangenheit durch ihre Scheiben und ihr rötliches Gestein hindurch. Und all die vielen Kuppeln und Minarete rings umher scheinen in diesem Augenblicke nur da zu sein, um auf sie als die erlauchteste und herrlichste von allen hinzuweisen.

Mit diesem zauberhaft schönen Bilde im Herzen gehen wir wieder hinunter und besteigen unseren Kaik. Still ist's geworden auf den Wassern des Goldenen Horns. Die Trommeln und Pauken, die Harfen und Gitarren sind verstummt. Noch einmal fahren wir vorüber an den gewaltigen Türmen des Isaak Angelos und des Anemas, die am Endpunkte der westlichen Stadtmauer im Schatten dunkler Cypressen düster aufragen. Noch einmal sehen wir jene stolze Reihe von Befestigungen, Turm an Turm, den Berg hinanziehen, während droben, scharf am erbleichenden Abendhimmel sich abzeichnend, der sogenannte Palast des Belisar herunterschaut. Allmählich senken sich tiefere Schatten über die Weltstadt. Trotzig ragt in dem zunehmenden Dunkel der Aquädukt des Valens, dieser Zeuge der ältesten Zeit, über die türkischen Stadtteile hinweg.

Eine Fanfare ertönt und schallt hell, langgezogen übers Goldene Horn dahin. Die rote Fahne mit dem Halbmond senkt sich langsam vom Flaggenmaste der Admiralität. Das ist das offizielle Zeichen für die große Muhammedanerstadt, daß der heilige Freitag mit seinen Feiern und Freuden zu Ende gegangen ist. Von den Minareten aber ertönt jetzt, zuerst droben von der Suleimanije, dann in vielfachem Echo von allen Moscheetürmen der Stadt, wie friedliches Glockengeläute der melodische Gesang der Muêsins. Mit ihren reinen, hohen Stimmen singen sie dem Feiertage sein Schlaflied, begrüßen die heilige Nacht und weihen sie dem Gebete der Gläubigen.

Schon steigen die ersten Sterne am stahlblauen Himmel herauf, während wir durch den Mastenwald des inneren Hafens bei Galata fahren. Auf den Masten der Schiffe, in den Stadtteilen zu beiden

Seiten des Goldenen Horns blitzen Lichter auf. Bald ist's ein Meer von Lichtern, das sich im leise plätschernden Wasser widerspiegelt. Ein ganzes Sternenmeer von Lichtern strahlt immer mehr aus den dunkeln Stadtteilen. Licht um Licht blitzt auf, wie Erinnerungen aus der Vorzeit über der in nächtliches Schweigen versinkenden Stadt, die so viel Großes und so viel Schreckliches gesehen hat und sich nun anschickt, zu träumen von längst vergangenen Jahrhunderten.

Alter Türke.

# Tröstet Jerusalem!

## Auf welche Weise kann man bei der Missionsarbeit des Syrischen Waisenhauses mithelfen?

1. Durch Spendung eines Beitrages an den Verfasser, Pastor D. Ludwig Schneller in Cöln (Marienburg) oder an einen anderen unserer bekannten Vertreter. Die aus Deutschland kommenden Sendungen nach Cöln gehen am besten an D. Schneller mittels Zahlkarte auf unser Postscheck-Konto **6874**, Amt Cöln. Auf diesem Wege geschieht die Zahlung nicht nur ganz kostenlos, sondern der Absender hat damit auch eine amtliche Quittung in Händen, die ihm die Gewißheit gibt, daß seine Gabe richtig angekommen ist. Die Gaben werden privatim durch die Post sofort, öffentlich aber jährlich einmal in dem „Bescheinigungsblatt des Schatzmeisters" quittiert. Jedem Geber wird der „Bote aus Zion" regelmäßig aus Jerusalem auf Wunsch gerne zugesandt.

2. Durch Übernahme eines Sammelbuches. Manche können selbst nicht viel geben. Aber sie können sammeln. So hat sich eine Schar von Sammlern und Sammlerinnen freudig in den Dienst der Sache gestellt. Über Berg und Tal haben sie einander die Hände gereicht zu einer Liebeskette um das unglückliche Jerusalem, um es zurückzuführen zu seinem Herrn. Jedes Sammelbuch ist auf 10 Geber berechnet, welche bereit sind, jede Woche 5 Pfg. oder 5 cts. für die Mission im Heiligen Lande zu spenden. Wer nun bereit ist, die kleine Mühe für die große Sache und die Liebesgänge für das Heilige Land sich nicht verdrießen zu lassen, der bestelle sich ein Sammelbuch bei Pastor D. L. Schneller in Cöln (Marienburg), welcher auch die gesammelten Gelder vierteljährlich einkassiert und jährlich im „Boten aus Zion" öffentlich bescheinigt. Jedem Sammler wird der „Bote aus Zion" regelmäßig zugesandt.

Von außerhalb Deutschlands sendet man Gaben mittels Postanweisung, Papiergeld oder Schecks (von Amerika nur New York Drafts)

3. Durch Handarbeiten, wie sie von Frauenhänden für wohltätige Zwecke angefertigt und durch das Paläſtinahaus in Cöln (dies die Adresse) oder durch unser Vorstandsmitglied, Herrn Friedrich Daur in Korntal bei Stuttgart, nach Jerusalem gesandt werden. Für die Verhältnisse in Palästina sind namentlich folgende Gegenstände erwünscht:

a) für Knaben und Männer von 10 bis 20 Jahren: Hemden, namentlich farbige, sodann Arbeitsschürzen, Arbeitsblusen, Taschentücher, kurze farbige baumwollene und wollene (nicht weiß!) Socken;

b) für Mädchen von 8 bis 20 Jahren: Hemden, Schürzen (besonders große Arbeitsschürzen), Unterröcke (nicht zu klein), Taschentücher, farbige (nicht weiße!) baumwollene und wollene Strümpfe;

c) für den Haushalt: Bettlaken, Leintücher, Handtücher.

4. Durch Sammeln von Staniol, welches (Blattstaniol und Flaschenkapseln getrennt zu verpacken!) zum Unterhalt unserer Blinden an das Palästinahaus in Cöln a. Rh. (Marienburg) zu senden ist; entweder in Postpaketen oder in Säcken als Frachtsendung. Fünf Blinde werden aus dem Ertrage dieser Sammlung Jahr für Jahr unterhalten.

5. Durch Annahme eines Pflegekindes von den verwaisten Kindern des Heiligen Landes durch Zahlung der Pflege und Erziehungskosten mit jährlich 300 Mk. Photographie, Lebenslauf und halbjährliche Berichte werden den Pflegeeltern von Jerusalem zugesandt.

6. Durch Vermächtnisse. Wenn einer, dem Gott irdische Güter beschert hat, sich überlegt, wem er dieselben nach seinem Tode durch sein Testament hinterlassen will, so denke er auch des Heiligen Landes, in dem einst der Herr durch sein teures Testament uns allen ewiges Leben und ewige Hoffnung geschenkt hat, und welches nun der barmherzigen Hilfe der Christenheit so sehr bedürftig ist. Da das Syrische Waisenhaus von Sr. Majestät dem Kaiser die Rechte einer juristischen Person erhalten hat, so kann und muß ein solches Vermächtnis genau und wörtlich auf folgenden Namen in das Testament eingetragen werden: Für den „Evangelischen Verein für das Syrische Waisenhaus in Jerusalem, der in Cöln (Rhein) seinen Sitz hat."

Cöln (Marienburg) 1912.

## Der Vorstand des Syrischen Waisenhauses:

P. Dr. theol. **Ludwig Schneller**, Cöln (Marienburg), Vorsitzender.

P. **R. Potz**, Rheydt, stellvertretender Vorsitzender.

**Hermann Wilms**, Cöln.

**Ludwig Müller**, Cöln, Schriftführer.

**W. Buddeberg**, Cöln-Lindenthal, Schatzmeister und zweiter Schriftführer.

**Adolf Meß**, Cöln.

D. **Adolf Kahl**, Königl. Ober-Konsistorial-Rat, München.

**Friedrich Daur**, Korntal bei Stuttgart.

**Ludwig F. Osterrieth**, Cöln (Marienburg).

## Die übrigen Mitglieder des Kuratoriums:

Kreisschulinspektor Dr. **Bornemann**, Schwelm i/Westf.

**H. H. Emminga**, Golden, Ill.

P. Dr. **E. Gelderblom**, St. Petersburg.

Abt D. **Hartwig**, Hannover.

Oberprediger **E. Ideler**, Joachimstal, Uckermark.

Geh. Justizrat Prof. D. Dr. **W. Kahl**, Berlin.

Direktor **Th. Koch**, Karlsruhe.

Dr. med. **F. Köster**, Heidelberg.

Provst **H. L. Larsen**, Thorsager, Dänemark.

Ober-Reallehrer a. D. **Maier**, Stuttgart.

Pfr. **Karl Martin**, Nürnberg.

Superint. Dr. **A. Matthes**, Kolberg.

**Albert Maute**, Stuttgart.

Pfr. **Joh. Nink**, Winterthur.

**Theod. Pestalozzi-Ulrich**, Zürich.

Generalpräses Dr. **J. Pister**, Cincinnati, Ohio.

Pfr. **G. Richter**, Halle a. d. Saale.

Superint. **G. Schaaf**, Potshausen, Ostfriesland.

Oberfinanzrat **von Schubert**, Stuttgart.

Exzellenz D. Dr. **Schwartzkopff**, Oberpräsident der Provinz Posen, Posen.

P. prim. **F. von Schweinitz**, Breslau.

Pfr. Dr. **H. W. Seibert**, Newark, N. J. U.-Amerika.

Pfr. Senior **W. von Staden**, Stade.

Direktor P. **J. Steinwachs**, Neinstedt.

Stadtpfarrer **Th. Traub**, Stuttgart.

Kommerzienrat **Otto Wanner**, Stuttgart.

Pfr. **P. Weber**, Unterjettingen.

Professor **H. Zander**, Gütersloh.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.